

Fifa – bestes Hilfswerk der Welt, Freiheitsheldin Lale Gül

Nummer 20 – 20. Mai 2021 – 89. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Simonetta Sommarugas Krieg gegen die Wirtschaft

Bundesrätin ausser Rand und Band.

Hubert Mooser

Heilmittel Pestizide

Was die Menschheit den Unkrautvertilgern verdankt. *Beat Gygi*

Leadership mit Napoleon

Seine Männer folgten ihm überallhin. Warum?

Andrew Roberts

Ich bin unsterblich
Das faszinierende Leben
der Mittelmeer-Qualle
Turritopsis dohrnii

4 194407 006904 20



TRAUMREISEN ERSTER KLASSE

Wenn es um Schlaf geht, ist Komfort das A und O. Wer in einem Elite-Bett schläft, fühlt sich ein bisschen wie beim Reisen in der ersten Klasse: Man bemerkt den Unterschied erst, wenn man es selbst erlebt. Gerne unterstützen wir auch Sie dabei, genau jene Matratze zu finden, die zu Ihrem Körpertyp passt – und nicht umgekehrt! Sie werden sehen: Je besser Ihre Nächte sind, umso schöner fühlen sich Ihre Tage an.

Schweizer Manufaktur seit 125 Jahren www.elitebeds.ch



Elite ⁺

HANDGEFERTIGTE SCHLAFKULTUR

Zürich – Luzern – Riehen – Basel – St. Moritz – Gstaad – Genf – Aubonne – Lausanne – Sitten – Verbier – Crans-Montana – Paris – Mailand

Marchands Selbstbedienungsladen

Kollege Benini von den CH-Medien hat es aufgedeckt: Die SRG-Spitze gewährt sich üppige Boni. Dabei hat der mit Zwangsgebühren finanzierte, staatlich hochgepäppelte Monopolbetrieb im letzten Jahr Kurzarbeit beantragt und Mitarbeiter entlassen.

Die SRG wird mit Zwangsgebühren finanziert. Sie hat aufgrund ihrer politisch gewollten Monopolstellung enorme Vorteile auf dem Werbemarkt. Zu Beginn der Covid-Krise schütete der Bundesrat fünfzig zusätzliche Unterstützungsmillionen aus. Die Gebühreneinnahmen stiegen auf 1,25 Milliarden Franken.

Trotzdem brachte die SRG im letzten Jahr das nicht unerhebliche Kunststück fertig, 13 Millionen Franken Verlust zu machen. Generaldirektor Gilles Marchand war unfähig, in der Pandemie einen Gewinn zu erwirtschaften. Er hat das wichtigste unternehmerische Ziel nicht erreicht, Leistung ungenügend.

Umso absurder wirken jetzt die Begründungen, mit denen die Chefs in den Prämientopfgreifen. Ihre «variablen, leistungsabhängigen Lohnbestandteile» seien, wie es Marchand ausdrückt, «nicht an das Jahresergebnis des Unternehmens gekoppelt». Die gewinnunabhängige Bereicherung der oberen Angestellten sei deshalb legitim.

Da sich die SRG in manchen Teilen ihrer Berichterstattung längst von der wirtschaftlichen Lebenswirklichkeit ihrer Zuschauer abgekoppelt hat, erstaunt es kaum, dass die SRG-Direktoren auch ihre Gehälter von den betriebswirtschaftlichen Realitäten ihrer Firma abgekoppelt haben.

Aber da es sich hier um eine Realsatire handelt, die von den Schweizern unter Strafandrohung zwangsfinanziert werden muss,

sind die konkreten Zahlen von politischem Interesse.

SRG-Generaldirektor Gilles Marchand kassierte insgesamt die stolze Summe von 533 000 Franken, davon über 100 000 Franken Prämie,

Nathalie Wappler, die Direktorin, verdient rund 450 000 Franken, also gleich viel wie ein Bundesrat.

für einen Bürokratenjob ohne jedes unternehmerische Risiko. Wo bleibt da die Leistung bei diesem «variablen, leistungsabhängigen Lohnbestandteil»?

War es etwa eine besondere Leistung, die Zuschauerzahlen angesichts von Corona, Lockdown und Home-Office leicht zu steigern? War es etwa eine Leistung, die gesamte Sportberichterstattung faktisch einzustellen?

Natürlich sind die «leistungsabhängigen» Löhne keine «Boni» – dieses Wort wird tunlichst vermieden –, denn «Boni» gibt es nur bei den bösen Banken, nicht aber bei der guten SRG, deren Chefetage sich vom multiplen Vorwurf sexueller Belästigung in einem Zwischenbericht doch eben erst hat freisprechen lassen.

Nathalie Wappler, die SRF-Direktorin, verdient rund 450 000 Franken, also gleich viel wie ein Bundesrat. Die weiteren Mitglieder der Geschäftsleitung erhielten im Durchschnitt 390 000 Franken, 73 400 Franken davon als Bonus. Ein Zürcher Regierungsrat kommt auf 325 000 Franken. Zur SRF-Geschäftsleitung gehören Persönlichkeiten wie Chefredaktor Tristan Brenn oder neu Susanne Wille von der Abteilung Kultur.

Jetzt brodelts so richtig, nämlich bei den wohl ziemlich neidischen Journalisten, bei den Gebührenzahlern, aber vor allem bei den Mitarbeitern von SRG und SRF. Nicht wenige von ihnen verloren in der letzten Zeit ihren Job.

Mag sein, dass Bundesrätin Sommaruga von der Höhe der Löhne keine Ahnung hatte. Jetzt wiegelt sie ab, versucht zu beruhigen, verspricht irgendwie Abhilfe, hat aber letztlich doch nichts zu sagen. Denn beim Lohnpochen SRG und SRF auf ihre angebliche Unabhängigkeit.

Der Selbstbedienungsladen wuchert auch deshalb, weil es oberhalb der Selbstbediener keinen letztverantwortlichen Chef gibt, nur Mitprofiteure.

Der ebenfalls üppig bezahlte neunköpfige SRG-Verwaltungsrat hat keinerlei Interesse, die unanständigen Lohn- und Bonus-Exzesse zu zügeln. Denn das ihm untergeordnete Management ist Treiber der eigenen hohen Entschädigungen. Je mehr sie kassieren, desto höher fällt der Anteil des Verwaltungsrats aus.

Denn das fehlte ja noch beim Quasi-Staatsbetrieb, dass hierarchisch Untergebene im Verhältnis mehr verdienen als die Vorgesetzten.

Gemäss Insidern soll die Wut unter den Mitarbeitern am Leutschenbach gross sein. Sie verlangen von ihrer Mediengewerkschaft einen Frontalangriff auf Verwaltungsratspräsident Cina und Direktor Marchand.

Und die Radio- und Fernsehkonsumenten reiben sich die Augen. Schade, wurde seinerzeit eine für die Schweiz allzu radikale «No Billag»-Initiative abgelehnt. Wetten, dass eine Gebührenhalbierungsinitiative heute angenommen würde? R.K.

Simonetta Sommaruga, Lob der Pestizide, Chinas Weg, das beste Hilfswerk der Welt, geniale Isländer

Die Schweizer Bundesrätin Simonetta Sommaruga sprengt bei ihrer Kampagne für Klimaschutz und CO₂-Revision alle Konventionen, die sich der Bundesrat im Vorfeld von Abstimmungen selbst auferlegt hat. Wie eine Wahlkämpferin tingelt sie durchs ganze Land, kündigt Katastrophen an und behauptet, Nichtstun koste mehr, als jetzt das CO₂-Gesetz umzusetzen. Woher weiss sie das? Sagt sie einfach nach, was andere vor ihr schon fälschlicherweise herumgeboten haben? Hat sie dazu über jeden Verdacht erhabene Studien gelesen? Richtig wäre: Viel schlimmer als nichts tun ist, jetzt das Falsche zu tun. **Seite 14**

Bald stimmt die Schweiz über die Agrarvorlagen ab. Fast täglich erscheinen Berichte über Bauern, die Äcker intensiv nutzen und Pestizide einsetzen. Der Tonfall ist meistens negativ. Dabei helfen chemische Pflanzenschutzmittel Werte zu erhalten, die die Nahrung vor Angriffen durch Pilze und Insekten schützen. Wir haben mit dem deutschen Pflanzenwissenschaftler Andreas von Tiedemann über das Potenzial der modernen Landwirtschaft gesprochen. Er stuft den professionellen Pflanzenschutz als zivilisatorische Höchstleistung ein, vergleichbar mit der Medizin, der Mobilität oder der Kommunikation. **Seite 24**

Alle zehn Jahre zählt China seine Bevölkerung durch. Soeben wurde das jüngste Ergebnis be-



Chinas Fehler in der Post-Mao-Ära:
Sinologe Mühlhahn.

kannt: 1,41 Milliarden. Damit ist China so langsam gewachsen wie zuletzt in den fünfziger Jahren. Das ist eine späte Folge der Ein-Kind-Politik, die China inzwischen aufgegeben hat. Der Sinologe Klaus Mühlhahn hält diese Politik für Chinas grössten Fehler in der Post-Mao-Ära. Dieser Tage hat er seine grosse Geschichte des modernen China vorgelegt. Im Interview mit der *Weltwoche* erzählt er, was man aus Chinas Vergangenheit wissen muss, um die Gegenwart

zu verstehen, und wie der Westen mit der neuen Weltmacht im Osten umgehen soll. **Seite 28**

«Wenn der Weltfussballverband Fifa oder ein Fussballer sagt: «Wascht euch die Hände», dann hören mehr Menschen zu, als wenn das der oberste WHO-Chef sagt»: Dieses Zitat stammt vom Generalsekretär ebendieser Weltgesundheitsorganisation, Tedros Adhanom Ghebreyesus. Tatsächlich ist die Fifa das wohl wirkungsvollste Hilfswerk der Welt. Sie tut so viel Gutes wie keine andere NGO. Doch ausgerechnet im Gastland Schweiz und am Hauptsitz Zürich wird der Weltfussballverband angefeindet – und dessen Präsident Gianni Infantino sogar seit Monaten kriminalisiert. Es ist höchste Zeit, die Verkrampfung zu lösen und das globale Wirken der Fifa zu würdigen. **Seite 36**

Die Isländer kamen verhältnismässig gut durch die Corona-Krise, und nun sorgt ausgerechnet eine vermeintliche weitere Naturkatastrophe, ein Vulkanausbruch, dafür, dass die Insel zur Touristenattraktion wird. Schon beim Bankencrash von 2008 haben sich die Isländer auf eine schlaue Art herausgewunden und verwandelten Krisen in Chancen. Joachim B. Schmidt, der Bündner Schriftsteller, der schon Jahre in Island lebt und arbeitet, geht für die *Weltwoche* der Frage nach, ob sich die erfolgreichen isländischen Rettungsaktionen, von denen es noch einige mehr gibt, mit Glück allein erklären lassen. **Seite 72**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

WELTWOCHEN

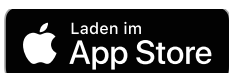
daily



Das Wichtigste für den Tag

Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch.



Apple logo* und Apple* sind Marken von Apple Inc.



Google Play ist eine Marke von Google LLC.

DIE  **WELTWOCHEN**



Kampf: Politikerin Sommaruga. Seite 14



Wie Medizin: Pflanzenschutz. Seite 24



Inspiration: Napoleon. Seite 44

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Zürichs Lückenstudie
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Franz Julen
- 10 Tagebuch
Renzo Blumenthal
- 12 Bern Bundeshaus
Die Angst der SVP vor Viola Amherd
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Simonetta Sommaruga
Krieg gegen die Wirtschaft
- 17 Personenkontrolle
- 17 Prominente
Kleinbürger gegen Bill Gates
- 18 Mörgeli
Friedhof als Freizeitpark
- 18 ETH Lausanne
Vetterliwirtschaft am Technikum
- 19 Peter Bodenmann North Carolina
ohne Benzin, Taliban besiegen USA
- 20 Denk ich an Deutschland in der Nacht
Ein Land im Würgegriff
- 22 Tod am Zürichberg Tragödie
um einen renommierten Kardiologen
- 23 Grossbritannien
Das Frauenproblem der Linken
- 24 Heilmittel Pestizide
Was wir dem Pflanzenschutz verdanken
- 26 Islam
Freiheitsheldin Lale Gül
- 27 Flugreisen CO₂-Abgaben:
Frankreich schlägt die Schweiz
- 28 China
«Zeichen von Schwäche»

- 31 Kurt W. Zimmermann
Auf der Suche nach der Medienkrise
- 32 Jacques E. Müller
Abgesandter der Moderne
- 34 Affären
Tod einer Diplomatin
- 35 Körzis Hollywood
- 36 Fifa
Bestes Hilfswerk der Welt
- 38 Elon Musk irrt
Fürchtet er den Bitcoin?
- 38 Inside Washington
Israel – Feindbild der Demokraten
- 39 Im Osten geht die Sonne auf
Aufklärung dank DDR-Spürnasen
- 40 Sprinter Trayvon Bromell
Comeback des Jahres
- 42 Marionette Mensch
Der freie Wille ist ein Irrglauben
- 43 Brief aus ... Tel Aviv
- 44 Leadership mit Napoleon
Seine Männer folgten ihm überallhin
- 46 Ich bin unsterblich
Mittelmeer-Qualle *Turritopsis dohrnii*
- 47 Henryk M. Broder
Schutzhaft de Luxe
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachruf
Hans Kennel
- 50 Beat Gygi Wenn der Staat
aus Kosten Nutzen macht

LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
- 52 Walther von der Vogelweide
Beherrscht von den Frauen

- 54 Bücher der Woche
- 57 Die Bibel
- 58 Korkenzieher im Herzen
Bob Dylan wird achtzig
- 60 Ausstellungen
Abgründe der Seele
- 61 Klassik
Virtuose mit Mitteilungsdrang
- 62 Serien
«Manhunt: Deadly Games»
- 63 Social Media
Selfies aus der Vergangenheit
- 63 Jazz Tim Berne, Chris Speed,
Reid Anderson, Dave King

LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Dr. M.
- 71 Video-Call mit ...
Sharleen «Texas» Spiteri
- 72 Hurra, die Insel brennt!
Tourismus auf Island
- 74 Tamara Wernli
Der Strohmann

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'611'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'750.- p/Mt., NK 190.-, Bezug nach Verein.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'341'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8110 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'900'000.-, Bezug ab Frühjahr 2021
www.luckenholz.ch



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'007'300.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'299'200.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8473 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 997'000.-, Bezug auf Anfrage
www.birch-seuzach.ch



7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8212 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'621'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8124 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisshorn**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'873'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8409 **Seland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 1'075'400.-, Bezug nach Vereinbarung
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8460 **Muthalen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'090'000.- zzgl. Parkierung, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch




2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ Zi. Gartenwohnung
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'363'000.-, Bezug Frühling 2022
www.leuberg.ch



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume
verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.**



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:



Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
1. - 3. Oktober 2021, Lake Side Zürich

Stand April 2021

Zürichs Lückenstudie

Die grösste Stadt der Schweiz hat ein Problem mit Schwulen- und Lesbenhassern. Die Regierung will nun die Bevölkerung sensibilisieren. Dabei ist bekannt, wer die offene Gesellschaft ablehnt.

Marcel Odermatt

Zürich hat ein neues Prestigeprojekt: Mit Brimborium lancierten Stadtpräsidentin Corine Mauch (SP) und Sicherheitsvorsteherin Karin Rykart (Grüne) vor einigen Tagen die Kampagne «Zürich schaut hin». Ein Kernstück der Bemühungen ist ein neues Online-Melde-Tool. Damit können sich Personen anonym melden, die sich sexueller und sexistischer, homo- und transfeindlicher Belästigung in der Limmatstadt ausgesetzt fühlen. Für die zwei Stadträtinnen ist dabei klar, dass die Metropole – seit 1990 fest in linker Hand – ein gewaltiges Problem mit Sexisten und Schwulenhassern hat. Das ergab nämlich eine Umfrage unter 1667 Personen des Sozialforschungsinstituts Sotomo Anfang des Jahres im Auftrag der Stadt. Die Studie brachte in der Tat Erschreckendes zutage: Drei von vier homo-, bi- oder pansexuellen Menschen gaben an, in der Stadt Zürich schon im öffentlichen Raum belästigt worden zu sein. Bei heterosexuellen Personen ist es immer noch die Hälfte. Laut der Analyse berichten zudem insbesondere junge Frauen häufig von sexueller Belästigung.

Ungefragt geküsst

Eine Beobachtung, die Eltern bestätigen können, deren Kinder heute als junge Erwachsene in den Strassen der grössten Schweizer Stadt im Ausgang unterwegs sind. Sie berichten von Männern, die ihnen unbekannte Frauen und Mädchen einfach ungefragt auf der Tanzfläche zu küssen versuchen. Das alles passt natürlich nicht zum Selbstbild der Führung einer Stadt, die überzeugt davon ist, weltoffen, tolerant und progressiv zu sein.

Neben der Möglichkeit, sich melden zu können, plant Zürich Plakate, Beiträge und eine Sensibilisierungskampagne, die auf das Problem aufmerksam machen sollen. Dabei sind – so der Duktus von Mauch und Rykart – alle Züricher für den Missstand gleichermassen verantwortlich. «Wir sprechen im Zusammenhang mit sexistischen Belästigungen, Übergriffen und homo- und transfeindlichen Angriffen von einem Problem, das die gesamte Gesellschaft betrifft», fasst Mathias Ninck, Leiter Kommunikation des Sicherheitsdepartements, zusammen.

Alle müssten dafür einstehen, dass niemand beleidigt oder angegriffen werde.

Aber trifft das tatsächlich zu? Haben die Züricher im Jahr 2021 tatsächlich Schwierigkeiten, Menschen mit unterschiedlichen sexuellen Präferenzen zu akzeptieren? Müssen sie deshalb mit Steuergeldern darüber aufgeklärt

Das alles passt nicht zu einer Stadt, die überzeugt ist, weltoffen, tolerant und progressiv zu sein.

werden, wie ein respektvoller Umgang aussehen könnte? Interessant ist, dass in der ganzen Dokumentation der Zürcher Verwaltung nie erklärt wird, wer die Zielgruppe des Werbefeldzugs sein könnte.

Betrachtet man Untersuchungen, ist es nämlich keineswegs so, dass alle gesellschaftlichen Gruppen die Freiheitsrechte von Frauen oder Homosexuellen gleich hochhalten. Das zeigt eine Studie zu Extremismus in der Schweiz der Zürcher Fachhochschule für Angewandte Wissenschaften sowie der Hochschule für Sozialarbeit Freiburg. Dabei wurden 2017 über 8000 Jugendliche in zehn Kantonen be-

fragt, darunter auch muslimische. Die Zahlen lassen aufhorchen und fordern geradezu auf, etwas zu unternehmen: 26,1 Prozent der Muslime geben an, dass Frauen in Ländern wie der Schweiz viel zu viele Freiheiten hätten. 42,6 Prozent erklären, in den westlichen Ländern existiere keine Moral. 20,9 Prozent stimmen der Aussage zu, die Schweiz solle sich nach dem Gesetz der Scharia richten, nach dem zum Beispiel Ehebruch oder Homosexualität bestraft werden. Bedenkliche 29,3 Prozent erklären, sie fänden die Lebensweise der Menschen in westlichen Ländern – beispielsweise die offene Sexualität – abstoßend.

Opferperspektive

Könnte es sein, dass Personen mit solchen Einstellungen eher dazu neigen, junge Frauen und *queers* zu belästigen oder sie gar anzugreifen? Klar ist, dass die Studie, als Grundlage für das Projekt, auch nicht weiterhilft. «Es ging ausschliesslich um das subjektive Empfinden der Zürcher Bevölkerung im öffentlichen Raum in der Stadt Zürich sowie um erlebte Belästigungen – ebenfalls nur im öffentlichen Raum», sagen die Umfrageverfasserinnen Sarah Bütikofer und Julie Craviolini. Im Zentrum seien demnach die Befragten und ihre Erlebnisse gestanden, gewissermassen eine «Opferperspektive».

Die Kampagne passt damit perfekt zum herrschenden Zeitgeist. Man sucht neue Betroffene eines Missstandes. In die Verantwortung nimmt man alle und verlangt, dass sie über die Bücher gehen und ihr Verhalten hinterfragen sollen. Die Absicht ist klar: Würde die Stadt Zürich die potenziellen Täter benennen und von ihnen fordern, mit dem Belästigen aufzuhören, würde die Sache kompliziert. Plötzlich stellten sich aus rot-grüner Sicht unangenehme Fragen: Betreibt die Schweiz die richtige Migrationspolitik, wird das Richtige von den Zugewanderten eingefordert, warum existiert in gewissen Kulturen ein Frauenbild, das hierzulande nicht akzeptiert werden kann?

Schade, dass Zürich in diesem Fall den bequemsten, einfachen Weg eingeschlagen hat.



Lieber Franz Julen

Das haben Sie geschickt eingefädelt! Ich weiss nicht, wie oft Sie den Pilgerstab in die Hand genommen haben, um in Aosta oder Rom zu verhandeln. Jedenfalls haben Sie es erfolgreich getan. Das kühne Projekt, eine Weltcup-Abfahrt vom Kleinen Matterhorn nach Cervinia (I) zu organisieren, also erstmals in der Geschichte des Weltcups über die Landesgrenze hinaus, steht offenbar kurz vor der Realisierung. Schon im Herbst 2023 dürfte die Weltcup-Saison zum ersten Mal in Zermatt eröffnet werden, Anfang November, auf dem schneesicheren Gletscher beim Kleinen Matterhorn. Sie haben diese News am Auffahrtstag verbreitet, ein sinniges Datum für den Präsidenten des Verwaltungsrats der Zermatt Bergbahnen AG, der immer mehr Passagiere immer schneller immer höher «auffahren» lässt.

Man kann Ihnen und allen Mitstreitern eigentlich nur gratulieren. Endlich hat die Schweiz wieder ein Projekt im Skirennsport,



Der Klimaerwärmung trotzen:
Ski-Pionier Julen.

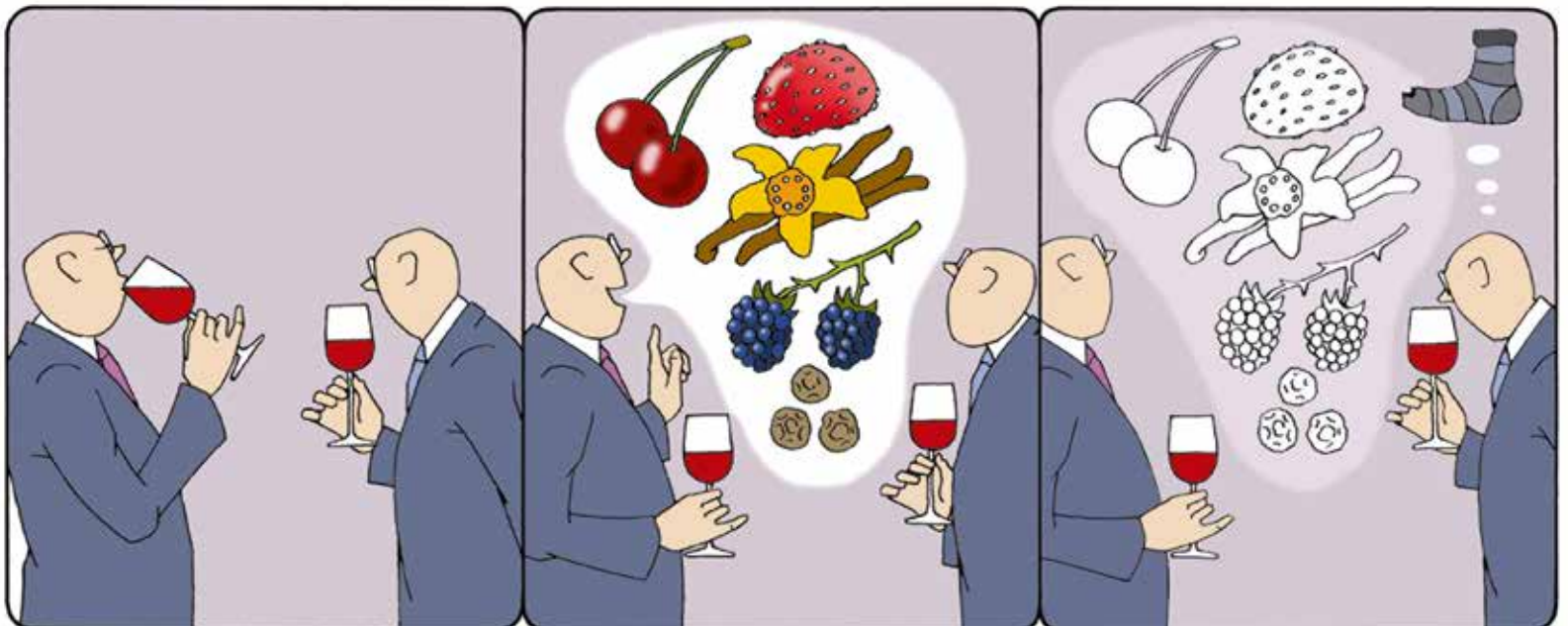
das neue Dimensionen aufzeigt und weltweit auf Begeisterung stossen dürfte, zumal es auch zeitgemäss aufgegleist wird: Bestehende Bahn- und Pisteninfrastrukturen können genutzt werden, Kunstschneeproduktion und Geländeeinschnitte sind kaum nötig, und «The Matterhorn

Weltcup» kann der Klimaerwärmung trotzen: Der Start der künftigen Rennen mit dem Matterhorn als Kulisse liegt auf hohen 3899 Metern über Meer, die Strecke führt hinunter auf 2814 Meter über Meer. So hoch wurde noch nie ein Abfahrtsrennen durchgeführt.

Natürlich werden sich jetzt zuhauf Bedenkenträger melden – aber warum sollen zum Beispiel die Grünen gegen ein Skirennen opponieren, das dort stattfindet, wo schon jetzt zahlreiche Nationalmannschaften im Sommer und Herbst trainieren? Und sowieso: Mit Ihrem feinen diplomatischen Geschick werden Sie auch die grössten Skeptiker zu überzeugen wissen. Gut, man kann sagen, dass das Matterhorn keine zusätzliche Werbung braucht: aber die Skination Nummer eins halt schon. Immer wieder.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Renzo Blumenthal



Wenn ich um 5.45 Uhr auf meinem Bauernhof mit der Arbeit beginne, ist die Sonne noch nicht aufgegangen. Der Morgen ist für mich eine wichtige Zeit. Denn wenn die Mehrheit der Menschheit noch schläft, kann ich zügig vorwärtskommen. Und die Begegnung mit unseren Kühen ist im Morgengrauen besonders intensiv. Hundert Tiere stehen bei uns im Stall. Ich kenne jedes einzelne mit Namen. Pro Jahr produzieren wir rund 200 000 Liter Milch. Damit sind wir der grösste Lieferant der Umgebung.

Entscheidend für einen funktionierenden Hof sind korrekte Tierhaltung, Ordnung und Sauberkeit. Man muss dranbleiben, wenn man einen so grossen Betrieb seriös leiten will. Unterstützung erhalte ich von meinem Vater Ursin und unserem Lehrling Philipp.

Ich war früher ein leidenschaftlicher Fussballer. Nach meiner Wahl zum Mister Schweiz 2005 lernte ich, mit den Medien umzugehen, und wurde an viele gesellschaftliche Anlässe eingeladen. Auch politisch bin ich ein sehr interessierter Mensch. Deshalb beschäftigen mich die Trinkwasser-Initiative und die Pestizid-Initiative, die am 13. Juni zur Abstimmung kommen, besonders intensiv. Und ich kann nur dringend vor einer Annahme warnen. Werden die beiden Initiativen nämlich gutgeheissen, bedeutet dies für viele Bauern das Ende. Vor allem wir Bergbauern müssten dann eigentlich gar nicht mehr rechnen. Denn wir hätten schon verloren. Wenn uns zusätzliche Auflagen diktiert und die Direktzahlungen massiv gekürzt werden, ist es unmöglich, noch zu einem vernünftigen Preis zu produzieren. Von der Vorgabe, auf dem Hof ausschliesslich eigenes Futter zu verwenden, ganz zu schweigen. Wir besitzen hier in den

Alpen gar nicht die Kapazität, das gesamte Futter selber zu produzieren.

Die ganze Diskussion berührt mich persönlich. Denn früher waren wir Bauern Sympathieträger und Quasibotschafter unseres Landes. Auch von den Menschen in städtischen Agglomerationen wurden wir geschätzt. Und nun sollen wir plötzlich die Bösen sein – und alles vergiften, was den Menschen heilig ist: Boden, Wasser, Luft, Lebensmittel. Die Trinkwasser-Initiative lastet uns unter anderem die gesamte Gewässerverschmutzung an. Das ist absurd und ungerecht. Eine Rückstandsanalyse des Bundesamts für Umwelt, die sich mit der jährlichen Schadstoffbelastung des Rheinwassers befasst, liefert ein anderes Bild: Im Wasser fanden sich 64,8 Tonnen Industrie- und Haushaltschemikalien, 19,8 Tonnen künstliche Süsstoffe, 16,9 Tonnen Arzneimittel und 0,9 Tonnen Pflanzenschutzmittel. Auch unser Wasser in Vella fliesst in den Rhein.

Ich bin meiner Heimat extrem verbunden. Deshalb werde ich bei diesem Thema emotional. Denn ich habe nicht vor, das Val Lumnezia zu verlassen. Hier bin ich aufgewachsen, hier bin ich verwurzelt – und auch meine Frau Ladina, 38, und die Kinder Moreno, 12, Lena-Pricilla, 10, Naemi, 8, und Grace, 3, könnten sich keinen schöneren Ort vorstellen. Nach meiner Wahl zum Mister Schweiz besass ich ein Angebot für einen Modelvertrag in Mailand. Ich sagte ab. Ich konnte es mir nicht vorstellen, ein halbes Jahr nach Italien zu ziehen. Eine Ausnahme hätte ich vielleicht für ein Engagement als Stürmer der AC Milan gemacht. Aber der Fussballklub interessierte sich nicht für mich – leider.

Doch lassen Sie mich nochmals auf die beiden politischen Vorlagen zurückkommen. Ich bin

Biobauer mit Herz und Seele und stehe für eine Landwirtschaft mit konkurrenzfähigen Produkten zu fairen Preisen. Ich spreche von Produkten aus der Schweiz. Momentan konsumieren wir in unserem Land rund 60 Prozent einheimische Lebensmittel und 40 Prozent ausländische. Bei einer Annahme der Initiativen würde sich das Verhältnis umkehren. Die Hände reiben täten sich die ausländischen Produzenten. Dank ihrer viel billigeren Produktionsbedingungen könnten sie bei uns das grosse Geschäft machen.

Es ist wirklich schwer verständlich, weshalb wir uns ausgerechnet in diesen ohnehin schon harten Zeiten das Leben zusätzlich schwermachen. Dabei sind Bioprodukte derzeit hoch im Kurs. Aber nur, wenn wir unter den bisherigen Bedingungen weiterarbeiten können, werden sie auch künftig aus der Schweiz lieferbar sein.

Deshalb plädiere ich im Namen vieler Bauern für eine Rückkehr zur Vernunft und zum gesunden Menschenverstand. Es kann doch nicht sein, dass eine Initiantin ohne Berufserfahrung, Ausbildung und Fachkompetenz in der Landwirtschaft ein wichtiges Schweizer Kulturgut zerstört. Und glauben Sie mir: Sauberes Trinkwasser und gesunde Lebensmittel wollen wir alle. Und wir Bauern machen alles dafür, dass auch unsere Enkel noch von diesen ganz besonderen Schweizer Qualitätsprodukten profitieren können.

Renzo Blumenthal, Mister Schweiz 2005, bewirtschaftet in Vella GR einen Bauernhof.



VIP-Spezialreise «Azoren»

Hoch lebe der Inseltraum!

Man kennt es aus den Wetterprognosen: das berühmte Hoch über den Azoren. Dieses spielt für das Klima in unseren Breiten-graden eine entscheidende Rolle. Höchste Zeit, auf unserer 8-tägigen Exkursion den Zauber der Trauminseln mitten im Atlantik zu erkunden!

Grüne Täler, tosende Wasserfälle, unberührte Landschaften, Vulkankrater, einsame Strände und malerische Küstendörfer – die neun zu Portugal gehörenden Inseln lassen mit ihrer einzigartigen Vielfalt das Herz höher schlagen. Fernab vom Massentourismus versprüht jedes Azoren-Eiland seinen eigenen Charme.

Nach der Ankunft in Ponta Delgada auf der Insel São Miguel lassen wir beim Dinner im 5-Sterne-Grand-Hotel «Açores Atlântico» den ersten Tag mit gutem Essen in geselliger Atmosphäre ausklingen. Am nächsten Tag besuchen wir das vulkanische Furnas-Tal. Seine heissen Quellen, Mineralquellen, der botanische Garten und eine Teeplantage sind die Höhepunkte am Nachmittag.

Am dritten Tag erwartet uns eine Schifffahrt auf hoher See. Gut möglich, dass mächtige Walfische und verspielte Delfine uns ihre Reverenz erweisen. Der Vulkankomplex Sete Cidades steht am vierten Tag auf dem Programm. Auf dem Weg geniessen wir das

spektakuläre Panorama von der Caldera. Traditionelle Architektur bewundern wir in Ribeira Grande. Auf der Fahrt zur Lagoa do Fogo erfreuen wir uns wiederum an wunderschönen Ausblicken.

Ein Inselhüpfen nach Terceira folgt am fünften Tag. Nach kurzem Flug checken wir im 4-Sterne-Hotel «Terceira Mar» in Angra do Heroísmo ein. Der Stadtkern, den wir tags darauf besichtigen, gilt als Juwel der Azoren. Immer wieder erleben wir den einfachen Lebensstil und die unkomplizierte Freundlichkeit der Inselbewohner, die den Aufenthalt zum unvergesslichen Erlebnis machen.

Entlang der Südküste führt die Reise am siebten Tag über traumhafte Bergstrassen nach São Sebastião. Wir erkunden die Stadt, deren Geschichte bis ins 15. Jahrhundert zurückreicht. Über Porto Martins fahren wir weiter nach Serra do Cume, wo wir eine Höhle, das Weinmuseum sowie ein Naturschwimmbecken aus Lavagestein besichtigen.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Azoren»

Reisetermin:

26. September bis 3. Oktober 2021

Leistungen:

- Flug Zürich–Ponta Delgada und zurück ab Terceira
- Inlandflug Ponta Delgada–Terceira
- Hotel–Flughafen-Transfer
- 4 Übernachtungen mit Halbpension in Ponta Delgada
- 3 Übernachtungen mit Halbpension in Angra do Heroísmo
- 3 Mittagessen
- Transfers, Eintritte und Ausflüge gemäss Programm
- Qualifizierte, deutsch sprechende Reiseleitung
- Ausführliche Reiseunterlagen
- Citytax/Kurtaxe, Insolvenzversicherung

Preise (pro Person im DZ):

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 2800.–

Für Nichtabonnenten: Fr. 3100.–

Buchung ohne Risiko:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch. Reisebuchungen für 2021 können Sie ohne Angabe von Gründen bis 60 Tage vor Reisebeginn kostenlos stornieren!

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

Die Angst der SVP vor Viola Amherd

Tritt Ueli Maurer zurück, könnte die Verteidigungsministerin das Departement wechseln. Für die Volkspartei wäre das ein Horrorszenario.

Die Signale sind widersprüchlich: Einmal heisst es aus Insider-Kreisen, der siebzehnjährige Ueli Maurer ziehe sich auf Ende des Jahres aus dem Bundesrat zurück. Dann wollen Leute, die dem Finanzminister nahestehen, wieder wissen, dass er die laufende Legislatur bis 2023 durchziehe.

Die Gerüchte beschäftigen auch die Strategen in Maurers SVP. Scheidet er dieses Jahr aus, wäre der Sitzanspruch der SVP zwar unbestritten. Ein gemässigter Sachpolitiker wie der Berner Nationalrat Albert Röstli oder der Luzerner Nationalrat Franz Grüter hätten beste Chancen, von der Vereinigten Bundesversammlung gewählt zu werden.

Allerdings würde die SVP dabei wohl das Finanzdepartement verlieren. Vor allem SP-Magistrat Alain Berset wird schon länger Interesse an dem Schlüsseldepartement nachgesagt. Nach der aufreibenden Corona-Zeit dürfte der Gesundheitsminister erst recht Gefallen an einer neuen Aufgabe finden.

Würde Berset wechseln, könnte der neue SVP-Vertreter immerhin dessen Innendepartement erben. Dort sind neben dem Bundesamt für Gesundheit auch die Sozialversicherungen angesiedelt, wo Weichenstellungen anstehen. Das Departement hätte für die SVP deshalb seinen Reiz.

Möglicherweise würde Mitte-Bundesrätin Viola Amherd der SVP aber zuvorkommen. Zwar betont die Walliserin immer wieder auch intern, dass sie Chefin des Departements für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS) bleiben wolle. In der SVP-Führungsriege traut man diesen Beteuerungen aber nicht.

Retterin des Rahmenabkommens

Für die Partei wäre es ein Horrorszenario: Der beliebte Maurer weg, sein SVP-Nachfolger wieder im VBS. Schon von 1995 bis Ende 2018 befand sich das Verteidigungsdepartement in den Händen der SVP. Nur, das VBS ist das mit Abstand unwichtigste Departement. Nirgendwo fallen weniger wichtige Entscheide, bestehen weniger Gestaltungsmöglichkeiten, geht es um weniger finanzielle Mittel.

Nichts illustrierte den Abstieg der CVP – heute Die Mitte – besser als die Verbannung Amherds zu den Militärs. Ihre Vorgängerin und Parteikollegin Doris Leuthard thronte noch jahrelang im matchentscheidenden Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation.

Zusätzlichen Schub bekamen die Bedenken in der SVP vergangene Woche. Amherd gebärdet sich plötzlich als Retterin des Rahmenabkommens. Wie meistens in ihrer langen Kar-

Wie meistens in ihrer Karriere übernahm Amherd eins zu eins den Standpunkt der Linken.

riere in Bern übernahm sie dabei eins zu eins den Standpunkt der Linken und des europafreundlichen Lagers. Ihr Vorschlag: mehr Lohnschutz, dafür mehr Rechte für EU-Bürger bei der Sozialhilfe und Bleiberecht für arbeitslose Zuwanderer aus der EU.

Amherds Entourage sorgte durch gezielte Indiskretionen dafür, dass nun alle im Bundeshaus wissen, dass sie einen Vertrag will und für das wahrscheinliche Scheitern

keine Verantwortung trägt. Dabei nahm sie in Kauf, mit ihrer Last-Minute-Aktion die Position der Schweiz gegenüber der EU zu schwächen und im Bundesrat für Irritation zu sorgen.

Trotzdem wird ihr das taktische Manöver im Parlament auf der progressiven Seite viele Sympathien einbringen. Und Verständnis dafür, dass eine Exponentin, die sich derart fortschrittlich verhält, nicht länger im VBS versauern sollte. Zumal ja überall bekannt ist, dass die Mitte-Politikerin das VBS nie wollte; ihr blieb damals keine andere Wahl.

Auch der Vorwurf, dass Amherd dem Departement bei der ersten Gelegenheit den Rücken kehren würde, würde nicht ziehen. Ende Jahr ist sie drei Jahre im Amt, gleich lang wie ihr Vorgänger, Guy Parmelin, der nach derselben Zeitspanne Wirtschaftsminister wurde. Dazu kommt, dass die Magistratin mit dem Beschaffungs-Ja für die Kampfjets den wichtigsten Sieg der Armee-Befürworter der vergangenen Jahre errang.

Einfluss auf die Verwaltung

Angesichts dieser Ausgangslage müssten die SVP-Parteistrategen Ueli Maurer eigentlich bekennen, so lange weiterzumachen, bis sich auch andere im Bundesrat bewegen. Will heissen: Simonetta Sommaruga – seit 2010 im Amt – und Alain Berset – Bundesrat seit 2012 – müssten ihre Abgänge vorher verkünden. Dann gäbe es Raum und Möglichkeiten bei der Departementsverteilung.

Obwohl er niemandem mehr etwas schuldet: Maurer wäre nicht Maurer, wenn er bei seiner Rücktrittsplanung parteipolitische Überlegungen ganz ausser Acht lassen würde. Für die SVP steht viel auf dem Spiel. Nachdem die Partei jahrzehntelang mit dem VBS am Katzenstisch gesessen hatte, eroberte die Partei sowohl das Finanz- als auch das Wirtschaftsdepartement.

Seither sitzt die wählerstärkste Partei im Bundesrat an den Schalthebeln und hat Einfluss auf die mächtige Verwaltung. Damit könnte es schon bald vorbei sein.



BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Deutschland ist ganz bei sich. Seit Tagen wird diskutiert, ob Hans-Georg Maassen ein Antisemit sei.

Der Vorwurf stammt von Klimaaktivistin Luisa Neubauer. Sie hatte im Fernsehen behauptet, Maassen teile «antisemitische Inhalte» in den sozialen Medien.

Die Rechtsextremismusforscher in Politik und Medien waren wie elektrisiert. Sofort schwärmten sie aus, um Belege zu sammeln. Wer das Treiben beobachtete, konnte erahnen, weshalb es das deutsche Wort Schadenfreude im Englischen zum Lehnwort gebracht hat.

Viele Angehörige der polit-medialen Kaste wollen Maassen fallen sehen. Er ist seit den fiebrigen Chemnitzer Tagen von Herbst 2018 eine deutsche Reizfigur.

Damals drehte sich alles um die Frage, ob es in der ostdeutschen Stadt zu «Hetzjagden» auf Ausländer gekommen sei. Maassen war seinerzeit Präsident des Bundesamts für Verfassungsschutz und verneinte die Frage. Weil Kanzlerin Angela Merkel zu einer anderen Antwort kam, wurde Maassen zwangspensioniert.

Nun kandidiert er im ostdeutschen Thüringen als CDU-Kandidat für den Bundestag. Seine Wahlchancen sind intakt, seine Gegner entsprechend gereizt.

Da kamen Neubauers Vorwürfe gerade recht. Würde Maassen nun endlich die gerechte Strafe für seine «rechtsoffene» Haltung bekommen? Bald wich die Vorfreude der Ernüchterung: Es liessen sich einfach keine harten Belege für Maassens angeblichen Antisemitismus finden.

Auch Neubauer betonte auf einmal, Maassen sei «kein Antisemit». Er ge-

brauche aber «problematische Begriffe» wie «Globalist». Das sei ein Codewort von Rechtsextremen für Juden. Zudem verlinke er Artikel von einschlägigen Websites.

Neubauer unterstellte Maassen also, antisemitisches Gedankengut zu verbreiten, ohne Antisemit zu sein. Mögen ihre Pläne für die Klimarettung durchdachter sein.

Allein die Vorstellung, das Wort «Globalist» sei für Juden reserviert, ist schräg genug. Um ein Beispiel aus der Schweiz zu nennen: Der

Ist Hans-Georg Maassen ein Antisemit? Nein, er ist das Opfer einer Verleumdung.

Zuger Milliardär Alfred Gantner bezeichnet sich laut linker *Wochenzeitung* als «Globalist». Dabei ist er bekennender Mormone.

Dieser Indizienprozess auf Basis linguistischer Studien ging auch CDU-Chef Armin Laschet zu weit. Obwohl Maassen von der Parteispitze mehr geduldet als geschätzt wird, verteidigte Laschet seinen Kollegen.

Allerdings tat er das ziemlich gewunden: «Ich habe ihn bisher nicht als Antisemiten wahrgenommen», sagte er über Maassen. Warum «bisher»? Das Beispiel zeigt: Etwas bleibt bei Verleumdungen immer hängen. Und sei es nur der Gedanke, eine Person könne die Tat, derer sie zu Unrecht beschuldigt wurde, doch noch begehen.

Damit dürfte Luisa Neubauer ihr Ziel erreicht haben: Sie hat den konservativen Maassen im Wahlkampf zumindest ein klein bisschen diskreditieren können.

Maassen zählt zu den wenigen Politikern der CDU, die sich offen gegen Kanzlerin Mer-

kel und deren grüne Politik stellen. Das macht ihn für Klimabewegte wie Neubauer zum natürlichen Gegner.

Deren Anhänger sind verzückt. Eine vierteilte Botschaft auf Twitter lautet, man müsse Neubauer dankbar sein. Maassen sei nun von «zig Medien unter die Lupe genommen worden – mit erschreckenden Erkenntnissen».

Auch Neubauer verbreitete diese Nachricht. Die «erschreckenden Erkenntnisse» blieb sie schuldig.

Unterdessen brach 3000 Kilometer entfernt der Nahost-Konflikt auf. Hamas-Terroristen bombardierten Israel, was Israel mit Angriffen auf Hamas-Stellungen vergalt.

Deutschland erlebte eine Explosion des Judenhasses in seinen Innenstädten. Vor allem arabischstämmige Palästina-Aktivist*innen skandierten Parolen, als seien sie die braven Urenkel deutscher Nazis.

Die Gleichzeitigkeit hat etwas Eskapistisches: Im Salon beschäftigte man sich mit der Auslegung des Wortes «Globalist», während unten auf der Strasse Tausende Judenfeinde grölend ihren Hass auf Israel zur Schau stellten.

Luisa Neubauer fiel dazu kaum etwas ein. Sie war vor allem damit beschäftigt, Fotos von ihrer Video-Sitzung mit Angela Merkel zu verbreiten. Beim Gespräch ging es um «Klima- und Generationengerechtigkeit».

Einzig per Retweet warnte Neubauer davor, «Jugendliche mit Migrationshintergrund» unter den «Generalverdacht des Antisemitismus» zu stellen.

Sie wünschte sich also etwa das, was sie Hans-Georg Maassen verweigert hatte.

Sommarugas Krieg gegen die Wirtschaft

Simonetta Sommaruga kämpft für das CO₂-Gesetz, als gäbe es kein Morgen. So will sie es auch verstanden wissen: Die Klima-Apokalypse steht bevor.

Hubert Mooser

Schon in ihrem Präsidentschaftsjahr 2020 trommelte sie bei gemeinsamen Auftritten an der Seite von Parteikollegen Alain Berset zum Thema Corona unterschwellig für den Klimaschutz. Doch seit Beginn dieses Jahres sind alle Dämme gebrochen. Im Namen des Bundesrats und des sakrosankten CO₂-Gesetzes tourt Simonetta Sommaruga wie eine Wanderpredigerin durchs Land. Jeder zusätzliche Auftritt ist willkommen, wie der auf dem Engelberger Hausberg Titlis mit Skirennfahrerin und Olympiasiegerin Michelle Gisin.

Ein paar Tage später, in der «Abstimmungs-Arena» des Schweizer Fernsehens, miment sie Betroffenheit. Sie sei tief beeindruckt gewesen, was sie von Fachleuten auf dem Berg zu hören bekommen habe. Gletscher, die schmelzen, Hänge, die rutschen, Seilbahnen, bei denen man die Masten wieder befestigen müsse. «Man hat dort eins zu eins gesehen, was der Klimawandel bei uns anrichtet», sagte Sommaruga, als würde ihr CO₂-Gesetz an der Situation etwas ändern.

Roger-Nordmann-Bibel

In ihrem Eifer muss der Bundesrätin wohl entgangen sein, dass Gisin als Klimaschutz-Botschafterin untauglich ist. Sie fliegt mit

Mit betroffener Miene durchs Land tingeln – dieser Part ist ihr wie auf den Leib geschneidert.

dem Skitross im Frühling zu Schneetests in den hohen Norden, im Sommer zu Schneetrainings ins ferne Argentinien. Zum Saisonstart geht's dann ebenfalls im Flugzeug in die Vereinigten Staaten und nach Kanada. Zurück in Europa, brettet sie die restliche Saison im klimaschädlichen Privatfahrzeug von einem Austragungsort zum nächsten. Kurzum: Wenn Gisin als Klimaschützerin glaubwürdig sein will, müsste sie ihre Skikarriere eigentlich sofort an den Nagel hängen.

Offenbar heiligt für Sommaruga der Zweck alle Mittel: Getrieben von spektakulären Klima-



Meisterstück im Klimaschutz: Wanderpredigerin Sommaruga.

modellen der Wissenschaftler, will sie mit Angst-szenarien und mit dem Brecheisen die sozia-listische Energiewende erzwingen. Wohnen, Autofahren, Heizen, Fliegen – alles soll teurer werden. Das Fernziel ist der Ausstieg aus dem Erdöl, wie es im Buch von SP-Fraktionschef Roger Nordmann verkündet wird. Das Buch ist für Sommaruga eine Art Bibel und die CO₂-Re-vision ein wichtiger Schritt in eine Schweiz ohne Erdöl. Es gibt allerdings einen Schönheitsfehler: Egal, wie viele Katastrophen sie bei ihrer Ab-stimmungskampagne heraufbeschwört, diese Gesetzesrevision wird keinen Murgang und keinen Bergsturz verhindern, wie auch SVP-Nationalrat Albert Rösti betont: «Dazu ist der Output der Schweiz an klimaschädlichen Gasen im globalen Vergleich zu gering.» Oder anders gesagt: Egal, was die Schweiz tut, es hat nicht den geringsten Einfluss auf das Weltklima.

Grüne Galionsfigur der SP

Aber die frühere Konzertpianistin Sommaru-ga hat als Klimaschutzmissionarin die Rolle ihres Lebens gefunden. Mit betroffener und betretener Miene durchs Land tingeln – die-ser Part ist ihr wie auf den Leib geschneidert. Und sie hat dabei auch die Chance, sich im CO₂-Gesetz zu verewigen. Ihre Vorgängerin im Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation, Doris Leuthard (CVP), setzte mit dem Atomausstieg eine Marke, SVP-Bundesrat Adolf Ogi mit dem Basistunnel am Lötschberg, Hans Hürlimann (CVP) mit der Strassenröhre am Gotthard. Die CO₂-Re-vision und der Klimaschutz sollen Sommarugas Meisterstück werden.

Dafür engagiert sich die SP-Bundesrätin auch auf der internationalen Bühne. Sie ist Mitglied der neuen «Global Commission on People-Centred Clean Energy Transitions» der Inter-nationalen Energieagentur. Diese Kommission erarbeitet Vorschläge für den nächsten Klima-gipfel 2026 in Glasgow.

Auch wenn ihr Departement sagt, die von diesem Gremium erarbeiteten Vorschläge seien für die Schweiz nicht verpflichtend, ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass wir am Ende diese mustergültig umsetzen werden. Beim vir-tuellen Treffen der Umweltministerinnen der deutschsprachigen Länder rief sie ihre Amts-kolleginnen dazu auf, dass es bei der Klima-konferenz der Vereinten Nationen im Herbst 2021 ehrgeizige Beschlüsse brauche.

Ihr Eifer passt zu den Bemühungen ihrer Partei, sie als Galionsfigur des Klimaschutzes zu stilisieren. Sommaruga soll der SP grüne Wählerstimmen bringen.

Gebot der Zurückhaltung?

Ungeniert setzt sie sich bei der Abstimmungs-kampagne zur CO₂-Revision auch über den Verhaltenskodex von Bundesräten hinweg. In einem schon vor Jahren für Bundesräte er-

stellten Manual heisst es: Emotionale und suggestive Wirkungen seien besonders in der Abstimmungsphase zu vermeiden. Die frü-herere Bundeskanzlerin Corina Casanova be-tonte zudem einmal im Zusammenhang mit Behördenpropaganda: «Die Kommunikation des Bundesrats, die Kommunikation von Be-hörden insgesamt sollte sich im Abstimmungs-kampf immer am Gebot der Zurückhaltung orientieren.»

Sommaruga tut das Gegenteil: Ihre gesam-te Kampagne trieft geradezu von emotionalen Bildern – von Zurückhaltung keine Spur. Sie setzt sich in Zürich mit Ballonfahrer und Solar-pionier Bertrand Piccard bei der Firma MAN Energy Solutions Schweiz in Szene. Sie refe-

«Wenn wir das CO₂-Gesetz ablehnen, hat die Erdölindustrie gewonnen.»

riert in der Seehalle Sempach über den Klima-wandel, tauscht sich mit ausgewählten Akteu-ren des Finanzplatzes aus, lobt am Swiss Global Change Day vor Wissenschaftlern die Meriten der Klimaforschung, betont beim Besuch des E-Mobilitätsunternehmens Designwerk in Winterthur, wie wichtig die CO₂-Gesetzes-revision sei. Am 22. Mai wird sie in Arth-Gol-dau eine Baumallee eröffnen. Sie reiht ein Zeitungsinterview ans andere, tritt bei allen sich bietenden Gelegenheiten in Talk-Sendun-gen auf. Stets spielt sie die Cassandra und warnt vor Klimakatastrophen.

Weit weg von der Alltagsrealität

Hat man schon einmal erlebt, dass ein Bundes-rat oder eine Bundesrätin einen wichtigen Wirt-schaftsbereich öffentlich desavouiert? Somma-ruga bezeichnete die Ölindustrie am Fernsehen despektierlich als «Erdöllobby», als handle es sich um eine verschworene Geheimgesellschaft. Weiss sie, dass Erdölprodukte die Grundlage der modernen Industrie- und Dienstleistungs-gesellschaft sind? Damit decken wir heute 60 Prozent des Schweizer Energiebedarfs. Tau-sende Arbeitsplätze hängen am Tropf der Erd-ölwirtschaft. Erdöl steckt überall drin, sogar im Lippenstift, den Sommaruga aufträgt, oder im Tesla, mit dem sie dienstlich unterwegs ist. Sommaruga blendet das jedoch komplett aus. In der *Sonntagszeitung* liess sie sich so zitieren: «Wenn wir das CO₂-Gesetz ablehnen, hat die Erdölindustrie gewonnen.»

Für Albert Rösti, Präsident von Swisso-il, dem Dachverband der Brennstoffhändler, sind solche Aussagen Teil einer Diffamierungs-kampagne gegen die Erdölwirtschaft. «Sie er-weckt dabei den Eindruck, als kämpfe nur die SVP und die Erdölwirtschaft gegen die CO₂-Revision», kritisiert er. «In Wirklichkeit sind die Hälfte der FDP und nicht wenige Bereiche

der Wirtschaft gegen dieses Gesetz.» Das Auto-gewerbe, die Luftfahrt, der Hauseigentümer-verband, ein Grossteil der Landwirte, sie alle lehnen die CO₂-Revision ab.

SVP-Nationalrat Thomas Hurter, Präsident des Automobil Clubs der Schweiz, findet die Revision schlicht unnötig. «Die Autoindustrie produziert immer mehr saubere Autos, Flug-gesellschaften investieren hohe Beträge in klimafreundliche Maschinen. Die CO₂-Re-duktion auf freiwilliger Basis funktioniert bestens.» Jetzt nimmt man aber den Firmen Geld weg, um dieses in politisch definierte Be-reiche umzulenken. Oder anders gesagt: Der Bund nimmt den Bürgern das Geld in Form von Abgaben weg und gibt es an jene, die dem Staat förderungswürdig erscheinen.

Zum Beispiel zur Installation von Lade-stationen für Elektrofahrzeuge. Allein das zeigt schon, wie meilenweit entfernt Sommaru-ga und ihre Mitstreiter von der Alltagsrealität vieler Menschen in diesem Land sind. «Es kann sich nicht jeder ein Elektrofahrzeug leisten», sagt Hurter. Das Gleiche gilt beim Ersatz von Ölheizungen und bei Massnahmen zur Wärme-dämmung, wie sie das CO₂-Gesetz postuliert.

Es kann sein, dass für eine Bundesrätin mit einem Einkommen von 450 000 Franken im Jahr, die sich für mehrere Millionen in Bern ein Haus gekauft hat, ein klimaverträglicher Um-bau finanziell kein Problem darstellt. Für äl-tere Hausbesitzer, die ihre Ölheizung ersetzen oder ihr Haus sanieren müssen, sind das kaum mehr zu bewältigende Ausgaben. «Meine Mut-ter, die stellvertretend für viele Menschen in diesem Land ist, müsste 100 000 Franken in-vestieren. Sie bekäme erstens kein Geld von der Bank und zweitens läppische 5000 Franken aus dem Klimafonds», sagt der Solothurner SVP-Nationalrat Christian Imark.

Milliarden für die EU

Und das CO₂-Gesetz ist erst der Anfang. Ist diese Hürde übersprungen, plant Sommaruga bereits den nächsten Angriff auf das Portemon-naie der Schweizer. Bis 2050 soll die Schweiz unter dem Strich keine Treibhausgase mehr austossen, Anfang Jahr präsentierte Somma-ruga die dazu passende Klimastrategie. Dafür sollen Sonne, Wind und Wasserkraft noch stär-ker gefördert werden. Es fliesse zu viel Geld ins Ausland für Erdöl und Erdgas, stattdessen soll mehr saubere Energie in der Schweiz produ-ziert werden, sagte sie.

Das ist ein frommer Wunsch, weil genau jene Kreise, die den Klimaschutz lautstark propa-gieren, gegen Windräder und Wasserkraftwerke einsprechen. Ohne Stromimporte wird es nicht funktionieren. Und das bedeutet: Statt zu den erdölproduzierenden Staaten fließen die Mil-liarden zu den stromproduzierenden Unter-nehmen in der EU. Aber bis dahin ist Bundes-rätin Sommaruga nicht mehr im Amt.

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–
Telefon 043 444 57 01
kundenservice@weltwoche.ch



PERSONENKONTROLLE

Berset, Imark, Sommaruga, Knutti, Brotz, Lombardi, Pelli, Bruzy, Rahmon, Manischa, Biden, Trump



«Für alle»: Bundesrat Berset.

Alain Berset, Schönredner, versprühte beim Besuch im Kanton Schaffhausen viel Optimismus. Der Gesundheitsminister verriet, dass in den letzten Tagen 870 000 Impfdosen eingetroffen seien. Weitere sollen in diesem und im nächsten Monat folgen. Gleichzeitig hat sein Departement eine Impfkampagne mit dem Titel «Ein Herz für alle» lanciert. Berset will die Bevölkerung damit zum Impfen aufrufen. Davon verspricht er sich viel Schub. Jetzt braucht es eigentlich bloss noch einen «Termin für alle» – was zum Beispiel in Bern noch lange keine Selbstverständlichkeit ist. (*hmo*)

Christian Imark, Beeinflusser, entwickelt sich zum heimlichen Star der CO₂-Abstimmung. Gut vorbereitet und mit einer Prise Witz parlierte der Solothurner SVP-Nationalrat in der «Abstimmungs-Arena» mit den Schwergewichten **Simonetta Sommaruga** (SP) und Klimaphysiker **Reto Knutti**. Dabei konterte er souverän die typischen Sticheleien von Moderator **Sandro Brotz**. Der SRF-Star, der Corona-Massnahmen-Kritiker als *flat earther* verunglimpft hatte, versuchte Imark als Klimaleugner in die Ecke zu treiben. Dieser parierte locker und wies darauf hin, dass es selbstverständlich den Klimawandel gebe. Nur sei der Einfluss der Schweiz darauf klein. Wer hier widerspricht, glaubt wirklich, dass die Erde eine Scheibe ist. (*odm*)

Filippo Lombardi, Wiederkehrer, kann es nicht lassen. Seit einigen Wochen sitzt der frühere Tessiner CVP-Ständerat in der Stadtregierung von Lugano. Zeitgleich liess sich auch der frühere FDP-Präsident **Fulvio Pelli** ins Luganeser Stadtparlament wählen. Als die NZZ in den letzten Tagen die beiden Polit-Altstars in einem Doppelinterview fragte, ob der politische Nachwuchs im Tessin so wenig taugte, dass zwei alt-



War das alles? US-Präsident Biden.

gediente Herren hätten übernehmen müssen, fand Lombardi die trübe Antwort: Es sei wie im Sport. Man müsse den Nachwuchs fördern, aber um erfolgreich zu sein, brauche es eben auch Routiniers. Er muss es wissen, schliesslich ist Lombardi seit 2009 Präsident des HC Ambri Piotta, eines Dorfvereins, der sich hartnäckig in der obersten Spielklasse behauptet. (*hmo*)

Lil Bruzy, Rotstift-Rapper, freut sich nicht über die in der letzten *Weltwoche* erschienene Rezension. Auf Instagram schrieb er: «Was ihr vo minere Musig haltet, intressiert mich nöd. Ich wett nüt mit oi z tue ha und erteile oi somit es inoffiziells Verbot, au nur irgendöppis über mich z schribe.» Klar, die «ziemlich alternative Szene», in der er nach eigenem Bekunden verkehrt, hat ein genaues Bild davon, welche Medien es zu meiden gilt. Etwas mehr Toleranz gegenüber der Pressefreiheit könnte allerdings auch dem *easy going*-Rapper nicht schaden. (*ab*)

Emomalij Rahmon, Autokrat, hat sich als Pop-Fan geoutet. Offen rühmte der Präsident von Tadschikistan seine Landsfrau, die Sängerin Manischa, die mit dem feministischen Song «Russian Woman» Russland beim European Song Contest vertritt. «Es spricht für sie, dass sie sich dazu bekennt, Tadschikin zu sein», verteidigte er die 29-jährige, die in ihrer islamischen Heimat heftig angefeindet wird. (*ky*)

Joe Biden, Streber, hat es seinem Vorgänger **Donald Trump** wieder mal gezeigt und seine Steuererklärung veröffentlicht. Demnach erhielt der Fiskus im letzten Jahr 200 000 Dollar auf Einnahmen in Höhe von 600 000 Dollar. Ob das alles war? Das Vermögen des Präsidenten aus der Steueroase Delaware, der sich als «Middle Class Joe» anpreist, liegt bei neun Millionen. (*ky*)

Kleinbürger gegen Bill Gates

Einst gehörte den Grossen die Welt. Die Reichen und Erfolgreichen durften machen, was sie wollten. Politisch, geschäftlich, privat. Niemand hätten sie an den Normalmassstäben des Durchschnitts gemessen. Für sie galten eigene Gesetze. Und die Leute akzeptierten es.

Der damals reichste Mann der Schweiz, Paul Sacher, war glücklich verheiratet und soll zahlreiche Liebschaften gehabt haben, aus denen mindestens drei anerkannte Kinder hervorgingen. Ganz Basel wusste davon. Und schaute nachsichtig weg.

Niemand wäre auf die Idee gekommen, dem Dirigenten, Mäzen und eingeheirateten Roche-Verwaltungsrat vorzuwerfen, er würde sich Freiheiten herausnehmen, die sich ein Mann seines Kalibers nun einmal herausnehmen konnte.

Das Leben ist ungerecht. Macht bringt Verantwortung, aber auch Möglichkeiten und Verlockungen mit sich. Mag sein, dass der Realitätssinn der Leute früher ausgeprägter war. Sie schienen eher bereit, zu akzeptieren, dass es Leute gab, die in eigenen Sphären lebten. Man tolerierte an ihnen, womit man selber niemals durchgekommen wäre.

Das ist heute anders. Der Multimilliardär Bill Gates, Gründer eines der grossartigsten Unternehmen der Welt, Arbeitgeber von Zehntausenden, Nutzenstifter für Millionen, muss sich wie ein kleiner Microsoft-Angestellter dafür rechtfertigen, dass er sich neben seiner lange glücklichen Ehe offenbar ein paar Seitensprünge leistete. Gates, dieser Daniel Düsentrrieb der Software, steht unter Anklage, weil er sich ausserhalb der kleinbürgerlichen Verhältnisse seiner Kritiker bewegt.

Die Welt ist ein strenges, ein intolerantes Treppenhaus geworden. Man bewacht und belauert sich. Die soziale Kontrolle hat sich durch die Maschinen und Techniken verschärft, mit denen auch Gates sein Vermögen verdiente. Alle wissen über alle Bescheid und Gnade Gott, jemand widersetzt sich der Norm. Gleichheit ist kein Versprechen mehr, sondern eine Drohung.

Dürfen die Grossen noch gross sein? Oder müssen sie so tun, als wären sie klein? Der neue Gleichheitsfanatismus bedroht die Freiheit. Und fördert die Heuchelei. Die Superreichen bleiben reich und mächtig. Die Möglichkeiten, die Verlockungen bleiben. Aber niemand darf sich mehr erweichen lassen. *Fredi Fliederbusch*

MÖRGELI

Friedhof als Freizeitpark

Sonnenliege, Picknickplatz, Partymeile, Sextreffpunkt, Drogenumschlagplatz: Zu diesen und einigen weiteren Zwecken dient mittlerweile der Grossfriedhof Sihlfeld in Zürich, wie die «Rundschau» des Schweizer Fernsehens berichtete. Dabei würde man meinen, ein Friedhof sei eine Stätte der Ruhe und der Würde, ein Ort für die Toten und deren trauernde Angehörige. Doch solch altbackene bürgerliche Moralvorstellungen sind im hippen rot-grünen Zürich längst überholt.

Eine Deutsche im Badeanzug findet, ihre Halbnaektkultur auf dem Friedhof störe niemanden. Ein deutscher Velofahrer will nicht einsehen, was die Toten gegen den Radsport einzuwenden hätten. Direkt neben den Gräbern werden Grillpartys veranstaltet. Vor drei Jahren wurde der Friedhof Sihlfeld durch politischen Druck von links rund um die Uhr geöffnet. Glaubt jemand im Ernst, die Hinterbliebenen würden die Gräber ihrer Lieben nach Mitternacht aufsuchen? Natürlich nicht. Männer betreiben seither schnellen Schwulensex, der Drogenhandel floriert.

Die Trauernden verhalten sich still und mögen nicht protestieren. Und die Verantwortlichen fühlen sich für die Einhaltung der Regeln nicht zuständig. Der Friedhofsverwalter präsentiert sich als Schreckbild eines untätigen Beamten, der unsicher in die Kamera blinzelt und meint: «Wir sind eine Grosstadt, die Bevölkerung ist sehr divers.» Wie ein Papagei wiederholt er das Mantra seiner rot-grünen Vorgesetzten. Und kümmert sich einen Deut um die auf öffentlichen Tafeln verkündete Friedhofsordnung.

Man stelle sich vor, jemand würde sich auf dem US-amerikanischen Soldatenfriedhof Arlington so «divers» und unwürdig aufführen. Er würde innert Minutenfrist abgeführt. Selbstverständlich will die «Rundschau» die eigentliche Verantwortliche der Sihlfeld-Schweineerei nicht nennen. Es wäre nämlich Corine Mauch persönlich, der die Friedhöfe unterstehen. Demnächst wird die diverse SP-Stadtpräsidentin den Friedhof wohl als Campingplatz für die Streetparade freigeben. Der Drogenumschlag ist bereits vorhanden. Desgleichen die Sex-Verrichtungsbox beim Krematorium.

Christoph Mörgeli

Vetterliwirtschaft am Technikum

Die Neubesetzung der Professur für Architekturgeschichte an der ETH Lausanne gerät zur Farce.

Peter Rothenbühler

Die ETH Lausanne (EPFL) setzt das hohe Prestige der Schweiz als Ausbildungsstätte für Architekten aufs Spiel. Gegen das Berufungsverfahren für die Neubesetzung der Professur in Architekturgeschichte von Prof. Dr. Roberto Gargiani laufen Studenten und Architekturprofessoren Sturm: Die besorgten Fachleute, angeführt von Gargiani selbst (der in Pension geht) und unterstützt von prominenten Schweizer Professoren der Architekturgeschichte wie Stanislaus von Moos (Uni Zürich) oder Bernd Nicolai (Uni Bern), fordern die sofortige Abberufung der zuständigen Kommission, die Annullierung des Berufungsprozesses und die Neuformulierung des Profils der ausgeschriebenen Stelle.

Die Architekturgeschichte besitze in der Schweiz eine lange Tradition und drohe durch das Verfahren dauerhaft beschädigt zu werden, monieren die Professoren. Ihre Kritik greift vier Punkte auf: Zunächst sehen sie in der Ausschreibung des Postens selbst einen Angriff auf die Architekturgeschichte. Denn die Professur wird mit einer zusätzlichen Thematik («Digital Turn») überfrachtet, die in der gegenwärtigen Architekturgeschichte eine marginale Rolle spielt. «Digital Turn» meint die Anwendung der Computertechniken in der Architektur.

Die einseitige Ausrichtung auf diese Thematik bedeute nichts weniger als die Abschaffung der Architekturgeschichte, die an allen führenden Architekturschulen der Welt ein wichtiger Pfeiler der Ausbildung sei. Statt das Verständnis der

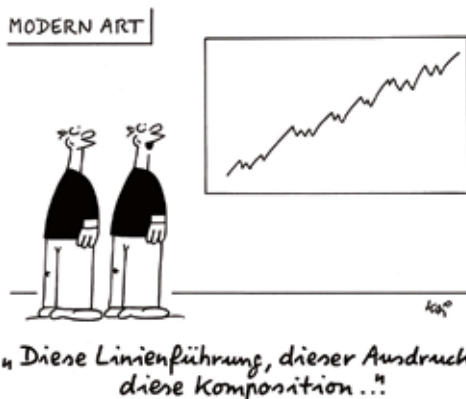
Studierenden für die Architektur als eine kulturelle Disziplin zu wecken und stärken, baue die EPFL auf einen technokratischen Ansatz, der in erster Linie modischen Strömungen zu folgen scheine, erklären die Kritiker. Eine solche Neuausrichtung verheisse für die hiesige Baukultur nichts Gutes. Renommiertere Architekturhistoriker würden vom Wahlverfahren a priori ausgeschlossen, weil sie keine Spezialausbildung in digitalen Techniken hätten.

Kandidaten ohne Doktorat

Zweitens wird die Zusammensetzung der Wahlkommission beanstandet, in der kein einziger Architekturhistoriker der EPFL im Professorenrang vertreten ist. Drittens befindet sich in der engeren Auswahl (Shortlist) der Kandidaten kein einziger Schweizer Abgänger eines Doktoratsprogramms, der mit dem Bildungssystem und der Architekturkultur des Landes vertraut ist. Wie ist es möglich, dass die EPFL niemanden aus den eigenen Rängen als würdig erachtet, ob schon viele Abgänger der einheimischen Ausbildung im Ausland wichtige Professuren und Führungspositionen einnehmen?

In der Shortlist finden sich dafür Leute, die nicht einmal ein Doktorat abgeschlossen haben. Einer der offenbar favorisierten Kandidaten hat zwar an der ETH Zürich promoviert, kann aber weder einschlägige wissenschaftliche Veröffentlichungen noch Buchpublikationen vorweisen. Mit einem solchen Leistungsausweis wird man normalerweise nicht einmal für eine Assistenzprofessur berücksichtigt. Am schwerwiegendsten: Kandidaten der Shortlist sind entweder Schüler von Kommissionsmitgliedern oder enge (ehemalige) Mitarbeiter von solchen.

Das sieht arg nach Nepotismus aus, ist kaum vereinbar mit den ethischen Standards einer öffentlichen Hochschule. Sprecher der EPFL haben sich gegen die Kritik verwahrt und versichert, sämtliche Interessenbindungen seien geklärt, alle Ausstandsregeln gewissenhaft beachtet worden. Doch ob EPFL-Präsident Martin Vetterli unter diesen Umständen bereit ist, die Wahl eines neuen Professors abzusegnet, ist mehr als fraglich.



Carolina ohne Benzin, Taliban besiegen USA

Wie in Vietnam gewannen auch am Hindukusch die Steinzeitkrieger.



Die USA haben siebzehn Geheimdienste. Diese kosten pro Jahr mehr als fünfzig Milliarden Schweizer Franken. Wie viel genau, wissen wir nicht. Weil es ja um Geheimdienste geht.

Die Colonial-Pipeline verbindet Houston, Texas, mit New Jersey und somit mit New York. Sie versorgt fünfzig Millionen Amerikanerinnen und Amerikaner mit Benzin, Diesel und Kerosin. Sechsmal so viele Menschen, wie in der Schweiz leben, hängen an dieser Arterie des fossilen Kapitalismus. Letzte Woche gab es an 70 Prozent der Tankstellen in North Carolina kein Benzin mehr.

Die taffen Cyber-Kriminellen von «Darkside» haben diese mehr als 8000 Kilometer lange Pipeline erfolgreich lahmgelegt. Die Hacker wollen vordergründig Schwarzgeld, genauer Bitcoins, die man längst hätte verbieten müssen. Und dieses anonyme, da private Teufelsgeld werden sie inzwischen auch bekommen haben. Sonst würde immer noch kein Öl fließen. Für viele Beobachter steckt Russland hinter dem Angriff, das testet, wie verletzlich das Imperium ist.

Unfähig sind die viel zu teuren siebzehn amerikanischen Geheimdienste. Sie sahen nichts kommen und haben sich bis auf die Knochen blamiert.

Während zwanzig Jahren kämpften die Truppen der Alliierten am Hindukusch. Mit dem besten und teuersten Kriegsmaterial der Welt. Von Kampfflugzeugen über Drohnen bis zu Radpanzern. Wie zuvor die Russen, besiegten die Taliban jetzt auch die Amerikaner und deren Freunde. Die Yankees verlassen als

Besiegte die nach wie vor grösste Drogenhöhle der Welt.

Fazit: Infrastrukturen sind hochverletzlich. Sie müssen auch funktionieren, wenn Hacker Systeme lahmlegen. Und die angeblich besten Waffen dieser Welt helfen nicht einmal gegen bewegliche Steinzeitkrieger. Etwas Wandel durch Handel ist allemal besser als kein Wandel durch Kriege. Zivile Logik macht mehr Sinn als militärische.

Deutschland steigt 2022 aus der Atomenergie aus. Und bereits 2030 aus der Kohlekraft. Wir in der Schweiz lassen unsere atomaren Rostlauben weiterlaufen. Kontrolliert durch das

Viola Amherd hat ihren Nachrichtenchef zum Teufel gejagt. War aber auch an der Zeit.

Ensi, dessen Experten nicht einmal bemerkt haben, dass während dreissig Jahren die Notstromaggregate in Gösgen nicht gepuffert waren. Super. Was, wenn sich die Damen und Herren von «Darkside» einmal unsere Atomkraftwerke samt Swissgrid vornehmen?

Die Schweiz braucht, realistisch gesehen, nach dem überfälligen Abstellen der Atomkraftwerke 25 Milliarden Kilowattstunden mehr Winterstrom als heute, weil sich Elektroautos und Wärmepumpen schneller als erwartet durchsetzen. Und die Schweiz muss – vorab, falls das Rahmenabkommen scheitern sollte – diese in der Schweiz produzieren. Denn ohne Stromabkommen werden bei einem grossen, europaweiten Blackout Kilowatt-

stunden wie kürzlich Masken vor der Grenze abgefangen. Alle werden sich wiederum selbst die Nächsten sein.

Massnahme 1: Wir müssen mit bifazialen Freiflächenanlagen – vor allem in den Alpen und Voralpen – diesen Winterstrom kostengünstig selbst produzieren. Subventionen darf es nur pro Kilowattstunde Strom geben, die im Winter produziert wird.

Massnahme 2: Armin Pappenberger, der Chef des Panzerherstellers Rheinmetall, geht davon aus, dass spätestens in fünfzehn Jahren in jedem Keller eine 100-kW-Brennstoffzelle installiert sein wird, die für den Preis von 6000 Franken aus Wasserstoff, Gas oder was auch immer Strom und Wärme produziert.

Im Wettbewerb der Technologien werden dieselbetriebene Notstromaggregate vergleichbare Leistungen und Preise anbieten. Sie können – wenn das alles entscheidende Stromnetz ausfällt – den Strom, der aus der Steckdose kommt, dezentral produzieren. Der Ablauf: Verbindung mit dem Netz unterbrechen und unterbrechungsfrei lokal produzieren. Und dies mit den neu in den heutigen Öltanks gelagerten synthetischen Kraftstoffen.

Viola Amherd hat ihren Nachrichtenchef zum Teufel gejagt. War aber auch an der Zeit. Jetzt muss der Nachfolger die nichtsnutzigen Kampfflugzeuge abstürzen lassen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Denk ich an Deutschland in der Nacht

In der Pandemie zeigt sich das gebrochene Verhältnis der Deutschen zur Freiheit. Ordnungshüter und Denunzianten sind in Hochform. Bericht aus einem Land im Würgegriff.

Matthias Matussek

Vielleicht haben die 68er, die seit Jahrzehnten die Regierungsbänke besetzen und die Medien beherrschen, eines sehr gut begriffen: Die Studentenrevolte, die sich schliesslich zu einem blutigen Aufstand gegen das «System» auswuchs, begann mit einer Ordnungswidrigkeit. Deshalb achten sie peinlichst genau darauf, dass sich Derartiges nicht wiederholt.

Wohl kaum eine Nation hat sich während des Corona-Regimes so eifrig unter den Stiefel der Obrigkeiten gebeugt wie die deutsche, und wohl in keiner wurde der Nachbar, der auffiel, so engagiert verpiffen – das Neusprech der Politik nannte es «aufeinander achtgeben».

Die Strafen für Maskenlose oder verbotene Besuche konnten und können sich immer noch bis auf 25 000 Euro belaufen. Und da grüne Regierungen in naher Zukunft, egal, aus welchen Parteien sie sich zusammensetzen werden, aller Voraussicht nach den Ausnahmezustand auch für die «Klimarettung» ausweiten werden, werden wir Deutschen uns an diese Spielregeln gewöhnen müssen.

Und der Rasen gehörte allen

Nun aber zu jener Ordnungswidrigkeit von 1967, zu der der junge Schriftsteller Peter Schneider vor dem Auditorium maximum der Freien Universität Berlin aufgerufen hatte.

Es war seine mittlerweile berühmte «Rasenede», die sarkastisch Fehler eingestand, denn die schlimmsten Details aus dem Vietnamkrieg, über die auf Flugblättern berichtet wurde, liessen das Publikum kalt, so Schneider, während die Missachtung des Schildchens «Rasen betreten verboten» prompt «nachhaltiges Grauen» erregen würde.

Also, rief er, lasst uns diesen Rasen betreten, und die Studenten taten es und setzten sich hin zum ersten Sit-in, damals, gegenüber dem Henry-Ford-Bau der Freien Universität in Berlin-Dahlem, in dem das Audimax untergebracht war. Der Rasen auf dem Weg zur Mensa war nicht wie heute akkurat umrandet mit einer kleinen Metallschiene. Man verliess sich auf die Magie der Worte «Betreten verboten!». Es be-

durfte eines Willensaktes. Und alle stiegen über die Grenze. «Wir erstickten damals im Übermass an Vorschriften. Es war ein Land voller Hausmeister. Und das war deutsch, egal ob bei uns oder in der DDR.» Jahre später folgte die halbe, mittlerweile permissiv gestimmte Gesellschaft nach. Und noch später gehörte es zum guten Ton, es zu tun, da waren der linke Jargon und die freie Liebe Massenkultur, und der Rasen gehörte allen.

Es war dann Peter Schneider selber, der früher als andere erkannte, dass die sozialistische «Revolution» ein Hirngespinnst von durchgeknallten Bürgersöhnchen war.

Längst sind die Studenten in Beamtenkarrieren eingebogen, bestimmen die Spielregeln, die Sprache, das soziale Klima und verachten das Pack. Und sie halten schon die Idee, sie könnten Fehler begehen, für ein Staatsvergehen. Oder, wie sie es im gegenwärtigen or-

Es war Söder, der die Bürger unverfroren zur Denunziation von Regelverstössen aufforderte.

wellschen Neusprech nennen, für eine «delegitimierende Systemkritik», die durch den Verfassungsschutz beobachtet werden muss.

Allen voran marschiert Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, der einst selbst wegen linker, systemstürzender Umtriebe im Visier des Verfassungsschutzes stand. Heute nennt er, ganz im Stil des weissrussischen Tyrannen Alexander Lukaschenko, die demokratisch gewählte parlamentarische Opposition «Feinde der Freiheit».

Besonders Kritiker der unbestrittenermassen pannenreichen Pandemie- und Impfpolitik der Regierung, die «Querdenker», sind als Verschwörungstheoretiker und Alu-Hut-Spinner gebrandmarkt und damit aus dem Spiel genommen worden.

Von Demonstrationsverboten in Berlin bis zum Einsatz von Wasserwerfern vor dem Parlamentsgebäude, in dem Einschränkungen der Freiheitsrechte verabschiedet wurden – alles

wie seinerzeit, als die Studenten gegen die Notstandsgesetze rebellierten.

Nur dass die Rebellen von einst heute diejenigen sind, die solche Gesetze verabschieden.

Während der Pandemie zeigte sich das gebrochene Verhältnis der Deutschen zur Freiheit.

Scharfmacher gegen die Freiheit, auch gegen kleinste Freiheiten, gibt es überall. So berichtete der *Spiegel* jüngst: «Immer wieder haben sich Teenager auf dem Skatepark in Dieburg getroffen und gegen die Coronamassnahmen verstoßen. Die Stadt schüttete deshalb eine Lkw-Ladung Rollsplitt auf den Boden.» So geht das! Wir werden euch den Spass noch austreiben!

Helikopter gegen Väter

Auch die Ordnungshüter sind in Hochform! Sie verteilen Busszettel an Bushaltestellen am Fliessband, sie errichten Verkehrssperren und erteilen auch schon mal «Platzverweise» für Autofahrer, die – etwa an einer Sperre vor Weimar – nicht mit dem Namen des Freundes herausrücken wollen, den sie besuchen.

Während des Lockdowns im winterlichen Berlin wurden sogar Helikopter eingesetzt, um schlittschuhlaufende Väter mit ihren Kindern vom Eis zugefrorener Seen zu vertreiben – Innensenator Andreas Geisel, bis zum Mauerfall ein treuer Aktivist des SED-Regimes, versteht keinen Spass, wenn es zu sogenannten Ordnungswidrigkeiten (siehe oben) kommt.

Aber auch für die Impfsaison liegen die Folterinstrumente bereit. Einerseits drohen den Impfverweigerern Höllenstrafen, andererseits gilt es, die Impfdränger, die sich mit unlauteren Mitteln Vortritt verschaffen wollen, im Zaum zu halten.

Ja, die Impfverweigerer gibt es tatsächlich – besonders in der am meisten gefährdeten Gruppe der Migranten und Flüchtlinge, die zu über 50 Prozent die Intensivstationen bevölkern, also diejenigen, die, wie es im politisch korrekten Amtsdeutsch heisst, hinter «Verständigungsbarrieren» leben.

In einer TV-Sendung empfahl der Chef der Essener Uniklinik, Professor Jochen A. Werner, dass man für Impfverweigerer möglichst rasch



Ordnungswidrigkeiten allerorten: Steinmeier, Laschet, Merkel, Söder (v. l.).

ein Regel- und Strafwerk erarbeiten solle. Strafen sind ein deutsches Allheilmittel.

Wir Deutschen sind trotz aller Auflockerungsbemühungen durch Freiheitsdichter von Weltgeltung wie Heinrich Heine ein zutiefst autoritätshöriges Volk, das den Konsens liebt.

Für uns ist der Entzug von Freiheiten weniger schlimm als ein Zustand der Unsicherheit, das zeigen alle Umfragen. Ja, in der Alternative zwischen Sicherheit und Freiheit entscheiden wir uns für die Sicherheit.

Genau das hat Heine erkannt. Er schrieb: «Der Deutsche gleicht dem Sklaven, der seinem Herrn gehorcht ohne Fessel, ohne Peitsche, durch das bloße Wort, ja durch einen Blick. Die Knechtschaft ist in ihm selbst, in seiner Seele; schlimmer als die materielle Sklaverei ist die spiritualisierte. Man muss die Deutschen von innen befreien, von aussen hilft nichts.»

Auf Facebook ist dieses Zitat tatsächlich der Zensur zum Opfer gefallen, um seine Wahrheit damit zu bestätigen. Die soziale Plattform aus den USA folgt dabei Hinweisen, wie sie die vom Bund geförderte Amadeu-Antonio-Stiftung, die von der ehemaligen Stasi-Zuträgerin Anetta Kahane geleitet wird, zusammentragen lässt. Da werden meist regierungskritische Kommentare aus dem Verkehr gezogen, oft unter dem Vorwand der «Menschenfeindlichkeit». Der Facebook-Nutzer Dirk Schwarzrock, ein Kaufmann

aus Rostock, hatte gegen die Löschung Heines geklagt. Er fühlte sich an die Diktatur zu DDR-Zeiten erinnert. Da war er inhaftiert gewesen, weil er den Wehrdienst verweigert hatte. «Ich hätte mir nicht vorstellen können, dass die freie Meinungsäußerung einmal wieder so eingeschränkt werden könnte.»

Tatsächlich sind es mittlerweile vorwiegend Deutsche aus den östlichen Bundesländern, die ein höher entwickeltes Gespür für die totalitären Anmutungen seitens des Staates haben und ihre Proteste dagegen auf die Strasse tragen – oder in die Wahlkabinen.

Vor allem bei Wählern in Gebieten der ehemaligen DDR erzielt die Alternative für Deutschland (AfD) Traumergebnisse – diese müssen sich dafür von den Deutschen im Westen sowie von einer tatsächlich im Gleichtakt kommentierenden Presse als dumpf und rückständig und rassistisch beschimpfen lassen.

Dort im Westen werden Politiker belohnt, die während der Pandemie die Freiheiten einschränken. Getragen von astronomisch guten Umfragewerten, konnte der strenge schwarze Sheriff aus dem Süden, Markus Söder, tatsächlich der Idee verfallen, dem CDU-Kandidaten Armin Laschet die Kanzlerkandidatur streitig zu machen.

Es war Söder, der die Bürger während der Pandemie unverfroren zur Denunziation von Regel-

verstößen aufforderte. Nicht wenige folgten ihm. Für Karl Lauterbach von der SPD waren selbst die geschützten Privaträume nicht mehr tabu für Kontrollen, etwa von Identität und Gesichtsmasken der Versammelten.

Wir Deutschen nehmen es offenbar hin, dass die politische Klasse lässig davon redet, dass man den Bürgern bei Wohlverhalten «einen Teil ihrer Freiheiten zurückgeben» werde, als seien die Grundfreiheiten (Freizügigkeit, Meinungsfreiheit, Versammlungsfreiheit) nicht verfassungsrechtlich geschützt.

Nun, tatsächlich hat jetzt das deutsche Verfassungsgericht selber, als einziges auf der Welt, mit seinem Urteil über das Klimaschutzgesetz im Hinblick auf die «Generationen-Gerechtigkeit» Einschränkungen der Freiheitsrechte festgeschrieben.

Wer ist der Demokratiefeind?

Dass das ein politisches Urteil ist, liegt auf der Hand: Das Gericht tagte unter der Federführung des langjährigen Fraktions-Vizes der CDU Stephan Harbarth, der als Mitglied des Rechtsausschusses politisch an dem Gesetz mitgearbeitet hatte – gegen seine Wahl ins Oberste Gericht hatten im Vorfeld nur die Linke und die AfD protestiert, da sie darin zu Recht einen Verstoß gegen das Gebot der Gewaltentrennung sahen.

Gegen «Demokratiefeinde» vorzugehen, hält der erste Mann im Staat, Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, für die allererste Bürgerpflicht, wobei natürlich er derjenige ist, der den «Demokratiefeind» definiert. Er verlangt Regeln in den sozialen Netzwerken, nach denen noch stärker als bisher durchgegriffen werden solle.

Wie sehr sich auch die freie Forschung und die Wissenschaft in diesem Lande im Würgegriff der politischen Vorgaben fühlt, zeigt ein Twitter-Ausruf des Pharmakologieprofessors Markus Veit von der Frankfurter Goethe-Universität, der sich in eine dreiwöchige Twitterpause verabschiedete.

«Ich entfremde mich immer mehr und brauche (räumlichen und gedanklichen) Abstand von einem Land, in dem Politiker und Medien (und leider auch Wissenschaftler) gezielt Menschen in Angst und Schrecken versetzen, anstatt ihrem Auftrag nachzukommen, sachgerecht Risiken und Chancen aufzuzeigen und Menschen zu beruhigen, [...] Politiker in einem erschreckenden Ausmass korrupt sind, wissentlich die Unwahrheit sagen, vermeintlich Wählerstimmen, aber nicht ihrem Gewissen verpflichtet sind, und das offensichtlich als Kavaliersdelikt gesehen wird, [...] Andersdenkende von Medien, Politik und Gesellschaft systematisch diffamiert, diskreditiert und stigmatisiert werden, ihnen eine rechte politische Gesinnung unterstellt wird, Verträge gekündigt und Konten gesperrt werden [...]»

Und das, so darf abschliessend festgestellt werden, sind gravierendere Mängel als lediglich Ordnungswidrigkeiten.

Tod am Zürichberg

Er war ein renommierter Kardiologe. Doch die Schulden wuchsen ihm über den Kopf. Am Montag zündete R. S. sein Haus an und richtete die Waffe gegen sich selber.

Thomas Renggli

Die Spuren der Zerstörung sind auch am Tag nach den schrecklichen Ereignissen noch allgegenwärtig. Das oberste Geschoss der Villa an der Sonnenbergstrasse 92 am Zürichberg liegt in Schutt und Asche. Das Gelände ist abgesperrt. Ein Bauarbeiter räumt Trümmer vom Eingang weg und warnt vor der Einsturzgefahr. Nur das grosse Schild an der Gartenfront erinnert an gute Zeiten: «Praxis Dr. med. R. S.».*

Das, was sich am Tag zuvor im Zürcher Villenviertel abspielte, hätten wohl nicht mal die «Tatort»-Regisseure zu inszenieren gewagt: Dichte Rauchschwaden hingen über den Häuserzeilen, am Himmel kreiste ein Helikopter, Polizisten in Vollmontur und mit Gewehren im Anschlag wiesen Autos und Passanten weg.

Grund für die Eskalation: Der Villenbesitzer, ein renommierter Kardiologe, wollte die Zwangsäumung seiner Liegenschaft mit einer Baumstammbarrikade und mit Waffengewalt verhindern. Als die Polizei realisierte, dass er mit einer Schusswaffe hantierte, bot sie die Sonderinheit Skorpion auf. Zum Einsatz kam diese aber nicht. Denn R. S. setzte zuerst das Dachgeschoss seines Hauses in Flammen, trat auf den Balkon und richtete sich vor den Augen der Öffentlichkeit selber.

Laut den Behörden war die Zwangsäumung unumgänglich. Die Liegenschaft sei bereits im Oktober 2020 zwangsversteigert worden. «Der neue Eigentümer konnte bis heute nicht über sein Eigentum verfügen, da der Exmittierende sich gegen die Ausweisung gewehrt hat», äusserte sich Stadtmann Christian Müller schriftlich gegenüber den Medien.

Chefarzt in Kitzbühel

Es ist das tragische Finale einer schillernden Berufslaufbahn, die den Verstorbenen in Österreich zu einem angesehenen Mediziner machte, die nun aber in Millionenschulden und einem öffentlichen Drama endete. Ironie des Schicksals: Auf seiner Homepage warnte R. S. «vor der stressbedingten Belastung des Herzens».

Der Werdegang von R. S. liest sich wie die massgeschneiderte Anleitung zum akademi-

schen Erfolg. Maturität in Zürich, dann Studium der Medizin an der Universität in Zürich. Danach folgten Ausbildungsstellen am Anatomischen Institut der Universität Zürich sowie an der Neurochirurgie des Universitätsospitals Zürich.

Später zog es R. S. nach Wien, wo er in der Sozialversicherungsanstalt der gewerblichen Wirtschaft arbeitete und gleichzeitig als Arzt im Privatspital Grinzingenberg praktizierte. 1985 kehrte er in die Schweiz zurück und arbei-

Im Werdegang von R. S. ist kein Kratzer ersichtlich. Trotzdem geriet sein Leben aus den Fugen.

tete unter anderem in der Kardiologie des Zürcher Universitätsspitals sowie als Oberarzt im Departement Medizin des Unispitals Basel.

Anfang der 1990er Jahre folgte der zweite Österreich-Aufenthalt – zunächst als stellvertretender Medizinchef im Krankenhaus «Göttlicher Heiland» in Wien sowie als stellvertretender Chefarzt im Krankenhaus Kitzbühel. Im Nobelort war er bis 1998 tätig – ehe

er wieder in seine Zürcher Heimat dislozierte und im Trendviertel Seefeld (zuerst an der Mühlebach-, dann an der Falkenstrasse) ambulante Arztpraxen betrieb. Zuletzt empfing er die Patienten im Erdgeschoss seines Privathauses in Sichtweite des Fünfsternehotels «Dolder Grand».

Die Beamten waren gewarnt

Im Werdegang von R. S. ist kein Kratzer ersichtlich. Er war Mitglied der Ärztegesellschaft des Kantons Zürich, der Zürcher Gesellschaft für Kardiologie und der Europäischen Gesellschaft für Kardiologie. Und trotzdem geriet sein Leben offenbar aus den Fugen – emotional wie finanziell. Seine Assistentin P. V. N., die auf der Homepage als «Housewife & Secretary» aufgeführt ist, befindet sich seit Anfang Jahr auf Jobsuche.

Noch wenige Stunden vor dem tragischen Ende hatte er in einem verzweifelten Mail an die ausführenden Beamten geschrieben: «Ich bitte Sie, eine Eskalation von heute durch eine Absage und eventuelle Verschiebung der Zwangsäumung um mindestens einen Monat zu verhindern.» Doch damit stiess er auf kein Gehör. Ab 8.00 Uhr schritten Stadtmannamt und Stadtpolizei zur Tat.

Die Behörden liessen ausrichten, dass das Verfahren an den festgesetzten Termin gebunden sei, da man mit einer Fristerstreckung Gefahr laufe, dass der Gerichtsbefehl unwirksam werde. Zudem überschreite es die Kompetenz des Stadtmannamts, eine weitere Fristerstreckung zu gewähren. Auf die Frage, ob man die Eskalation hätte verhindern können, liess Stadtmann Müller ausrichten: «Aufgrund der Vorgeschichte des Mannes vermutlich nicht.»

Mit anderen Worten: Die Beamten hätten eigentlich gewarnt sein müssen. Und trotzdem kam es am vergangenen Montag zu einer Tragödie, die am sonst so stillen Zürichberg noch lange nachhallen wird.



„Jetzt hat der Computer die komplette Steuerung übernommen.“

*Name der Redaktion bekannt

Das Frauenproblem der Linken

Labour ist mittlerweile die einzige britische Partei, die noch nie eine Chefin hatte. Woran liegt das?

Julie Burchill

Am 6. Mai verlor Labour den «sicheren Parlamentssitz» von Hartlepool, der so lange den Roten gehört hatte, dass es hiess, auch ein Affe mit einer Labour-Rosette könnte ihn gewinnen. Vielleicht das Lustigste an der ganzen Sache war, wie das Parlamentsmitglied Angela Rayner in der Folge geschasst und gleich darauf befördert wurde. In einer Partei, die von einem Bergarbeiter (Keir Hardie) gegründet wurde und jetzt unter einem Ritter des Königreichs (Keir Starmer) ins Trudeln geraten ist, gehört Rayner zu den wenigen Parlamentsmitgliedern, die aus der Arbeiterklasse stammen. Mit zehn musste sie sich um ihre kranke Mutter kümmern, mit sechzehn wurde sie selbst Mutter, dann Sozialarbeiterin, mit 34 Parlamentsmitglied und mit 36 Grossmutter. Sie ist also die Letzte, mit der dieser Klub blasser, schlaffer Männer, die jeden Bezug zur Basis verloren haben, sich anlegen sollte.

Männer könnten Frauen sein

Das hat offenbar auch ihr Parteichef begriffen. Nachdem sie am 8. Mai als Stellvertretende Parteivorsitzende und Kampagnenkoordinatorin abgesetzt worden war, wurde sie am 9. Mai zum Shadow First Secretary of State, Shadow Chancellor of the Duchy of Lancaster und Shadow Secretary of State for the Future of Work – also wichtige Positionen in der parlamentarischen Opposition – ernannt.

Das allerdings ist nur die neuste Episode des Frauenproblems von Labour, mittlerweile der einzigen britischen Partei, die noch nie eine Chefin gehabt hat. Allerdings muss ich sagen, dass die momentane Auswahl an Labour-Frauen dermassen absonderlich ist, dass es mir schwerfällt, für sie Gefühle schwesterlicher Solidarität aufzubringen. Seit sie sich mit Haut und Haar der Lüge verschrieben haben, Männer könnten Frauen sein, widmen sich diese Transmädchen der Aufwertung unfreiwillig lediger Männer in Perücken – und auf der Strecke bleiben die Frauen. Beim letztjährigen Kampf um die Führung gelobte Rayner, Labour-Mitglieder auszuschliessen, deren Ansichten als «transphob» eingeschätzt



Eine Letzte von unten: Labour-Politikerin Rayner.

wurden. Mit anderen Worten: Feministinnen, die finden, in Frauen vorbehaltenen Räumen und Sportarten sollten keine Männer herumtrampeln, nur weil sie sich Melissa nennen.

Wenige Tage nach dem Starmer-Rayner-Hickhack genoss es Premierminister Boris Johnson, sich im Unterhaus als Tierfilmer zu gerieren: «In einem Löwenrudel nimmt das Männchen nominell die Autoritätsposition ein, doch das gefährlichste Tier, das am meisten Opfer erjagt, ist die Löwin. [. . .] Ich bin sicher, Sir Keir ist sich dessen bewusst in Hinblick auf seine Freundin, die stellvertretende Parteichefin, Shadow First Secretary of State, Shadow Chancellor of the Duchy of Lancaster und Shadow Secretary of State for the Future of Work; doch je mehr Titel er ihr zu fressen gibt, desto hungriger, fürchte ich, wird sie werden.»

Man kann es ihm nicht verübeln: Sein buntbewegtes Leben machen ihm mit altjüngferlicher Prüderie dieselben Leute zum Vorwurf, die Ähnliches bei einem französischen Politiker als Zeichen der Reife preisen würden. Dabei ist seine Einstellung Frauen gegenüber klipp und klar: Er hat mit vielen Sex gehabt und sich in ein paar verliebt, wie es den meisten von uns mit Angehörigen des anderen und/oder desselben Geschlechts ergangen ist. Im Berufsleben wiederum hat er Frauen, mit denen er keine sexuelle Beziehung hatte, mit Begeisterung in sein Kabinett geholt: Priti Patel, Suella Braverman, Kemi

Badenoch, Liz Truss, Thérèse Coffey, Anne-Marie Trevelyan und Amanda Milling. Ein unglücklicher Zufall hingegen wollte es, dass die Frau, die Ex-Labour-Chef Jeremy Corbyn am meisten förderte, seine ehemalige Geliebte Diane Abbott war.

Einst mutig

Die ehemals für die Rechten typische Antipathie gegen aufmüpfige Frauen scheint auf die Linken übergegangen zu sein, so wie Labour von den Tories auch Antisemitismus und Konservatismus in Steuerfragen (keine Erhöhung der Unternehmenssteuer!) geerbt hat. Labour hat sich immer der Stimmen aus der Arbeiterklasse gerühmt – und sie verloren; sie rühmt sich der weiblichen Wählerstimmen – und verliert auch diese. So verkommt die Partei zum Hort blasser, schlaffer Männer, einem Hallraum, in dem diese endlos eine weitere Brexit-Abstimmung erörtern können. Welch jämmerliches Ende für eine Partei, die sich so mutig aufgemacht hat, die Tyrannei des Klassensystems zu überwinden und die Unterdrückten zu fördern.

Für Frauen, die Macht wollen, stehen verschiedene Rollen zur Auswahl: Mutter der Nation (Golda Meir, Angela Merkel), Kriegerin (Margaret Thatcher, Marine Le Pen) oder Verklemmte ältere Schwester (Hillary Clinton, Theresa May), keine besonders attraktive Rolle. Doch in der immer altmodischer wirkenden British Labour Party scheinen Frauen nur als Pflegepersonal oder Stellvertreterinnen genehm zu sein. Man denke nur an die bewährte Veteranin Harriet Harman, die länger als jede andere Frau Parlamentsmitglied und 2015 vorübergehend kommissarische Vorsitzende von Labour war, während die Männer ihre Hahnenkämpfe ausfochten. So hart im Nehmen Angela Rayner auch sein mag, sie wird sich sehr anstrengen müssen, um nicht in die Rolle der Kümmererin gedrängt zu werden, die sie hinter sich gelassen zu haben glaubte, als sie Parlamentsvertreterin der männerbündlerischsten Partei Grossbritanniens wurde.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Heilmittel Pestizide

Der chemische Pflanzenschutz hat für die Menschheit einen ähnlichen Stellenwert wie die Medizin. Die Kampagnen gegen die moderne Landwirtschaft sind verfehlt.

Beat Gygi

Menschen finden Marienkäfer sympathisch, man lehrt die Kinder, die *Himmelsgüegeli* zu schonen; in Schokoladeform verzieren sie Gebäcke und Geschenke, sozusagen als Freundschaftszeichen. Woher kommt das? Ein unterschwelliger Grund ist wohl, dass sie eine Art Verbündete des Menschen sind. Auf dem Feld und im Garten gelten sie als Nützlinge, in ihrer Larvenzeit fressen sie Pflanzenläuse und Milben. Marienkäfer töten also Schädlinge, die kostbare Pflanzen angreifen und damit den Menschen ihre Nahrung wegnehmen wollen. Kurz: Marienkäfer tun das, was Pestizide tun.

Heute dienen die Käfer als Label für Produkte von Landwirten, die Pestizide ablehnen. Professionell eingesetzte chemische Pflanzenschutzmittel sind aber auch bei der breiten Bevölkerung in Verruf. In der Schweiz verlangen zwei Volksinitiativen, dass den Landwirten der Einsatz von synthetischen, also chemischen Pestiziden verboten oder massiv erschwert werde. Wie gesagt, Pestizide töten im Prinzip das ab, was die Nahrung schädigt: Pilze (Fungizide), Insekten (Insektizide) oder Unkräuter (Herbizide).

Alarmismus von allen Seiten

In den Medien wird selten in positivem Tonfall über Pflanzenschutz berichtet. Greenpeace pflegt den Slogan: Pestizide sind Gifte, und Gifte können zwischen Schädlingen und Nützlingen nicht unterscheiden. Die schweizerische Krebsliga empfiehlt, im Sinne der Vorsorge möglichst auf den Einsatz von Pestiziden zu verzichten. Der deutsche Naturschutzbund titelt auf seiner Homepage: «Pestizide in der Landwirtschaft: flächendeckendes Gift». Der *Blick* kürzlich: «Von Kuhmelkern zu Giftbauern».

Woher dieses Image? «Die Nahrungsmittelproduktion auf dem heutigen Niveau und mit der heutigen Qualität wäre ohne chemischen Pflanzenschutz völlig undenkbar», sagt Andreas von Tiedemann, Professor für Pflanzenpathologie und Pflanzenschutz an der Universität Göttingen. Diese Zusammenhänge

seien der Öffentlichkeit jedoch weitgehend unbekannt. Etwas zu erhalten, also Mengen- und Qualitätseinbussen zu vermeiden, falle viel weniger auf als ein tatsächlicher Verlust. Wenn der Nutzen einer Technologie nicht bekannt sei, schauten die Leute eher auf die auffälligen Warnungen von Organisationen, deren Geschäftsmodell massgeblich aufs Erhaschen öffentlicher Aufmerksamkeit abziele. Von Tiedemann bringt aber seinerseits eine Warnung: «Ohne den heutigen Pflanzenschutz

Früher versuchte man mit Ritualen, Gebeten gegen Hagel, Heuschrecken, Dürren, Insekten etc. vorzugehen.

würden wir zwischen 20 und 40 Prozent unserer Nahrungsmittel verlieren.» Die Zahlen beruhen auf dem Bericht «Farming without plant protection products» der Universität Löwen für das europäische Parlament. Die Berechnungen für die Schweiz des Instituts für biologischen Landbau sehen ähnlich aus.

Kurz: Ohne den hochentwickelten heutigen Pflanzenschutz könnten die Menschen gar nicht ernährt werden. Von Tiedemann: «Ich würde den Pflanzenschutz in Bezug auf seine zivilisationstragende Rolle ohne weiteres auf eine Stufe stellen mit der Medizin, mit der Mobilität und mit der Kommunikations-

technik, denn ohne diese Errungenschaften würde eine wesentliche Grundlage unseres Lebens fehlen.» Die damit verbundenen Risiken und Umgangsregeln würden überschätzt und in keiner Weise rechtfertigen, die Pestizide pauschal in Misskredit zu bringen.

Man müsse sich einmal vor Augen führen, was in den vergangenen sechzig Jahren passiert sei. Um 1960 hätten rund drei Milliarden Menschen auf der Erde gelebt, davon sei für zwei Milliarden die Nahrungsmittelversorgung gesichert gewesen, ein Drittel habe Hunger gelitten. «Heute haben wir eine Erdbevölkerung von 7,8 Milliarden Menschen, und von denen werden fast sieben Milliarden weitgehend sicher mit Nahrungsmitteln versorgt», fügt er an.

Syngentas Gang an die Börse

Innerhalb von sechzig Jahren habe es die Landwirtschaft also geschafft, die Nahrungsmittelproduktion für die Versorgung von zwei Milliarden auf sieben Milliarden Menschen zu steigern, und dies, ohne die Anbauflächen gross auszudehnen. Und die Weltbevölkerung wachse weiter. Der Erfolg sei primär der modernen Agrartechnologie zu verdanken – der Züchtung, der Düngung und eben dem Pflanzenschutz. «Das ist eine gigantische Leistung der modernen Landwirtschaft, die insgesamt meist völlig unterbewertet wird, einfach hingenommen wird, als sei so etwas selbstverständlich.»

Immerhin, wer eigenes Geld riskiert, macht sich offenbar mehr Gedanken. Der Agrochemie- und Saatgut-Riese Syngenta wurde 2000 von Novartis abgespalten und an die Börse gebracht. Die Idee war, das angesehene Pharmageschäft von der weniger glamourösen Agrarchemie zu trennen. Resultat: Die Landwirtschaft wurde zum Hoffnungsträger, der Börsenwert der 2017 von der chinesischen Chem China übernommenen Syngenta vervielfachte sich, während sich der Novartis-Kurs wenig bewegte.

Wo gibt es denn heute Probleme im Pflanzenschutz? Von Tiedemann: «Wir sind seit zwanzig Jahren mit neuen Herausforderungen



«Annik sucht am liebsten Formel 1...»



Wendepunkt in der Geschichte.

durch neue Pathogene und Schädlinge konfrontiert, so zum Beispiel durch neue Gelbrostrassen aus Zentralasien, die beim Weizen zu erheblichen Epidemien geführt hätten, wenn wir nicht wirksame Fungizide zur Hand gehabt hätten. In der Öffentlichkeit ist das jedoch kaum wahrgenommen worden. Ohne synthetische Fungizide hätten wir Versorgungsengpässe oder zumindest deutliche Preissteigerungen bei den Brotwaren erlebt.»

Pfeiler der Versorgungssicherheit

Muss man denn Weizen anbauen? Von Tiedemann weist darauf hin, dass die drei wichtigsten Kulturpflanzen, Weizen, Reis und Mais, weltweit etwa drei Viertel des Kalorienbedarfs abdecken. Weizen ist ein Pfeiler der Versorgungssicherheit und seiner Ansicht nach unter den drei Pflanzen die anfälligste für Krankheiten. Am wenigsten Probleme gebe es in Europa beim Mais. Vor der Volksabstimmung wird in der Schweiz jetzt plötzlich zum Thema, wie viele Pestizid-Anwendungen es auch bei Gebäuden, Strassen, im Eisenbahnnetz, in der Nahrungsmittelindustrie gibt, die man wegen ihres Nutzens beibehalten möchte.

Grell ist der Kontrast zur Geschichte. Früher versuchte man mit Ritualen und Gebeten gegen Dürre, Hagel, Heuschrecken, Mäuse, Insekten et cetera vorzugehen. Zu den bekanntesten Schädlingskatastrophen zählt die Hungersnot in Irland von 1845 bis 1849, als die Ernten des Hauptnahrungsmittels Kartoffeln vernichtet wurden durch die neuartige Krautfäule, einen Pilz. Bilanz: eine Million Tote und zwei Millionen Ausgewanderte. «Die Menschen waren dieser Krautfäule schutzlos ausgeliefert. Der Wendepunkt kam dann 1885 mit der Entdeckung des Kupfers als Fungizid, nach dem Rezept der Bordeaux-Brühe», sagt von Tiedemann. Damit gelang es, eine Katastrophe im europäischen Weinbau abzuwenden, als sich der aus Amerika eingeschleppte Mehltau ausbreitete. «Das war eigentlich der erste spektakuläre Erfolg von chemischem Pflanzenschutz im modernen Sinne.» Das Pikante daran sei, dass Kupfer heute in der biologischen Landwirtschaft, die ja synthetische Pestizide ablehne, ein Hauptpflanzenschutzmittel darstelle.

Geschichte schrieb jedoch auch das 1962 erschienene Buch «Der stumme Frühling»

(Silent Spring) der amerikanischen Biologin Rachel Carson, in dem sie die Schäden an Vögeln durch das Insektizid DDT darstellte. Die insektentötende Wirkung von DDT wurde vom Schweizer Paul Hermann Müller 1939 entdeckt, dann wurde das Mittel zunächst zur Entlausung im Militär, schliesslich aber auch lange in der Landwirtschaft eingesetzt. Da sich DDT kaum abbaute, wurde es dann weitgehend verboten. Das Buch war ein wichtiger Auslöser der Umweltbewegung und deren Kampf gegen die Agrarchemie.

«Harmloser als Kochsalz»

Nach der Einschätzung von Tiedemanns hat sich die Kritik am chemischen Pflanzenschutz aber zunehmend gelöst von dem, was tatsächlich passiert ist. «Schritt für Schritt wurden bei der Entwicklung neuer Wirkstoffe weitgehend die Probleme beseitigt, die bis dahin erkannt waren, so etwa mit dem Unkrautmittel Atrazin», sagt er. Die Prüfungen in Bezug auf Toxikologie und Umwelttoxikologie von heute seien nicht vergleichbar mit denen der 1960er und 1970er Jahre. Die Fragen, wie der Wirkstoff mit der Umwelt reagiere, wie schnell er wieder abgebaut werde, wie mobil er sei und so weiter, würden in umfangreichen Bewertungssystemen geprüft – mit der Folge, dass Europa die strengsten Kriterienkataloge habe und damit die Wirkstoffpalette für europäische Landwirte kleiner sei. Mittel, die hochgiftig seien, gebe es heute nicht mehr – «rund 98 Prozent der Wirkstoffe, die wir heute in der EU einsetzen, gehören keiner Giftklasse mehr an, sie sind in der Mehrzahl harmloser als Kochsalz».

Moment, man liest doch über wachsende Belastungen von Wasser, Lebensmitteln und Böden durch Pestizide. Ja, meint er, die Analysetechnik habe sich derart verbessert, dass man heute vieles messen könne, was früher nicht entdeckbar gewesen sei. Das Problem bestehe darin, dass gemessene Substanzen oft schon gleichgesetzt würden mit einem Risiko. In der Schweiz werden jetzt selbst irrelevante Spuren im Trinkwasser als Verschmutzung gezählt.

Was sagt er denn zum Aufregertema Glyphosat? «Das ist meiner Ansicht nach ein Stellvertreterkrieg», meint er. «Glyphosat ist ein viel eingesetztes, sehr erfolgreiches Herbizid und eine wichtige Stütze der modernen produktiven Landwirtschaft. Diese ist jetzt Ziel einer grossen Kampagne.» Glyphosat werde als gesundheitsschädigend kritisiert, obwohl es keine Befunde dafür gebe; bei fachgerechter Anwendung sei es gesundheitlich und ökologisch unbedenklich. Das Mittel ziele ja allein auf die Pflanzen ab, während Alternativen wie Abflammen oder Heisswasser gleich auch alle anderen Lebewesen im Boden töteten oder die mechanische Bodenbearbeitung oft Erosion und Wasserverlust bedeute – und auf jeden Fall einen ökologischen Rückschritt.

Freiheitsheldin Lale Gül

Als ihr Buch erschien, war die Hölle los. Angehörige und Freunde distanzieren sich von ihr, niemand stand ihr bei. Ihren Namen muss man sich merken.

Jessica Durlacher

Vor zwanzig Jahren sorgte Ayaan Hirsi Ali für Aufsehen, als sie im niederländischen Fernsehen über ihre Haltung zum fundamentalistischen Islam sprach, den sie als brutal, rückständig und frauenfeindlich bezeichnete. Die gebürtige Somalierin empörte sich über die Behandlung von Homosexuellen in islamischen Ländern und darüber, dass Muslime, die sich vom Islam lossagen, mit dem Tod bedroht würden. Sie plädierte für einen aufgeklärten Islam. Diese offenen Worte kamen Ayaan teuer zu stehen. Nach ihrem Fernsehauftritt musste sie untertauchen. Bedroht von der somalischen Gemeinschaft und anderen Muslimen in den Niederlanden, vor allem türkisch- und marokkanischstämmigen Einwanderern, stand sie fortan unter Polizeischutz.

Doch sie war nicht bereit, sich zum Schweigen bringen zu lassen. Im Gegenteil. Sie ging in die Politik, wurde ins Parlament gewählt, so dass sie nunmehr rund um die Uhr vor ihren Feinden geschützt war. Ihre Wortmeldungen lösten jedes Mal heftige Kontroversen aus. Jahre später drehte sie mit dem Filmemacher Theo van Gogh den Film «Unterwerfung», in dem es um das inhumane Frauenbild ging, das in einigen Koransuren entworfen wird. Bald darauf wurde Theo van Gogh von einem radikalen Muslim ermordet, womit sich auf tragische Weise das erfüllte, vor dem Ayaan öffentlich gewarnt hatte. Sie ging in die Vereinigten Staaten, schrieb den Bestseller «Mein Leben, meine Freiheit» und andere aufsehenerregende Bücher. Ihre Geschichte inspirierte mich zu meinem jüngsten Roman, «Die Stimme», der im Frühjahr nächsten Jahres in deutscher Übersetzung erscheinen wird.

Tyranei von Religion

Und nun die junge Schriftstellerin Lale Gül, geboren 1997, ein neuer Name in der Welt rationalen Denkens und Schreibens, eine Autorin, die erneut die Tyranei von Religion und von überkommenen Vorschriften anprangert. Lale Gül wurde in Amsterdam geboren, in einem Viertel, wo bis heute mehrheitlich türkische Einwanderer wohnen, die nach zwanzig Jahren im Land noch immer kein Wort Niederländisch

sprechen. Ungeachtet ihrer Herkunft schaffte sie es, an der Universität Amsterdam zu studieren und einen Abschluss in Niederlandistik zu machen.

Dieser Erfolg ist an sich schon bewundernswert, aber Lale Gül schrieb ausserdem ihre unverhüllt autobiografische Anklageschrift «Ich werde leben». Es ist ein ehrlicher Roman über ihre Wut auf die streng religiösen Eltern, die



«Ich werde leben»: Autorin Gül.

sie zwingen, nach den Vorschriften des Korans und der muslimischen Gemeinschaft zu leben. Sie ist schonungslos in ihren Ansichten über die Moralvorstellungen der türkischen Muslime. «Ich werde leben» behandelt die Kluft zwischen dem Alten und dem Neuen und Güls Bedürfnis, Lebensfreude, Bildung und Fortschritt über altmodische Beschränktheiten zu stellen. Es ist eine mutige Abrechnung mit dem restriktiven Alltag in einer muslimisch-türkischen Familie. Lale macht sich lustig über die vielen Vorschriften, die einzig für Mädchen gelten. Detailliert schildert sie, wie bedrückend es für sie ist, ein Kopftuch zu tragen, sie beschreibt die Wutausbrüche ihrer Mutter, die Sittsamkeit und Gehorsam einfordert und nicht will, dass ihre Tochter Partys besucht, sich schminkt und allein ausgeht. Sie analysiert, wie die heuchlerische Sorge vor der ultimativen Schande (Verlust

der Jungfräulichkeit vor der Ehe) zu Gefangenschaft und Ungleichbehandlung von Jungen und Mädchen führt. Ausführlich schildert sie ihre sexuellen Abenteuer mit ihrem heimlichen Freund. Immer wieder rebelliert sie gegen die Vorschriften, denen sie sich nach dem Willen ihrer Mutter zu unterwerfen hat.

Rückzug aus der Öffentlichkeit

Als Lales Buch erschien, war die Hölle los. Angehörige und Freunde distanzieren sich von ihr, niemand stand ihr bei. Als die ersten Fotos von Waffen auf ihrem Handy auftauchten und sie massiven Streit mit ihrer Familie hatte, bekam sie Angst. Sie erklärte, dass sie nicht mehr schreiben, sich aus der Öffentlichkeit zurückziehen werde. Viele Niederländer waren entsetzt. Schriftsteller, Politiker und andere bezeichneten es als inakzeptabel, dass Lale Gül sich bedroht fühlte. Ihr Buch verkaufte sich umso besser. Filmproduzenten wollen ihre Geschichte verfilmen, Übersetzungen sind geplant. Das Buch steht seitdem an der Spitze der Bestsellerliste. Doch von eitel Sonnenschein kann keine Rede sein. Nachdem der umstrittene Politiker Geert Wilders Lale Güls Mut aus politischen Gründen gelobt hatte, wurde sie von ihren Eltern vor die Tür gesetzt.

Zurzeit lebt Lale in einem Hotel. Sie ist allein und längst nicht so frei, wie es beim Schreiben ihres Buches ihr Wunsch war, aber immerhin ist sie bereit, weiterhin zu schreiben. Kein Zweifel, sie ist eine unerschrockene junge Frau. Ich wünsche ihr ein Leben in Freiheit, nicht in einem neuen Gefängnis. Hoffentlich wird der Umstand, dass sie sich verstecken muss, nicht der traurige Beweis für die Richtigkeit ihres Kampfes sein wie bei Ayaan Hirsi Ali oder der Journalistin Zineb El Rhazoui, die als Einzige die Attacke auf *Charlie Hebdo* überlebte.

Möge Lale Gül in Freiheit leben und schreiben.

Jessica Durlacher ist eine niederländische Schriftstellerin. Ihre Romane erscheinen im Diogenes-Verlag.

Aus dem Englischen von Matthias Fienborck

Frankreich schlägt Schweiz

Wer künftig die horrenden Schweizer CO₂-Abgabe sparen will, fliegt ab Basel-Mulhouse.

Marcel Odermatt

Wie begrenzt die Wirkung von Alleingängen beim Klimaschutz ist, zeigt sich bei der Flugticketabgabe, dem zentralen Element des geplanten CO₂-Gesetzes. Der Staat wird künftig 30 bis 120 Franken pro Billett erheben – je nach Distanz und Klasse.

Das neue CO₂-Gesetz bringt den Flughafen Basel in eine verzwickte Situation. Der Euro-Airport liegt auf französischem Terrain, hat aber einen schweizerischen und einen französischen Sektor. Die Passagiere können problemlos zwischen den beiden Seiten wechseln. Brisant: Die französische Emissionsabgabe für einen Europaflug in der Economy-Klasse beträgt nur gerade 2,63 Euro – zehnmal weniger als der geplante Schweizer Obolus.

Ende 2019 – also vor der Pandemie – entsprach der Schweizer Anteil des Flugverkehrs am Euro-Airport mehr als 90 Prozent. Werden die Flug-

gesellschaften, die in einem knallharten internationalen Wettbewerb stehen und 2020 einen Einbruch des Passagierverkehrs um 71 Prozent verkräften mussten, einfach auf den günstigeren französischen Sektor ausweichen?

Euro-Airport-Sprecherin Claire Freudenberger: «Airlines, die heute unter Schweizer Verkehrsrechten fliegen, könnten künftig ohne weiteres unter französischen Verkehrsrechten operieren und so die Schweizer Flugticketabgabe umgehen.» Massgebend seien die Verkehrsrechte, unter welchen ein Flug abgewickelt werde. Flüge mit dem Code des Dachverbandes der Fluggesellschaften «BSL» für Basel unterstützen dem schweizerischen, Flüge mit dem Code «MLH» für Mulhouse dem französischen Recht. Flüge unter französischen Verkehrsrechten seien von der Schweizer Flugticketabgabe ausgeschlossen.

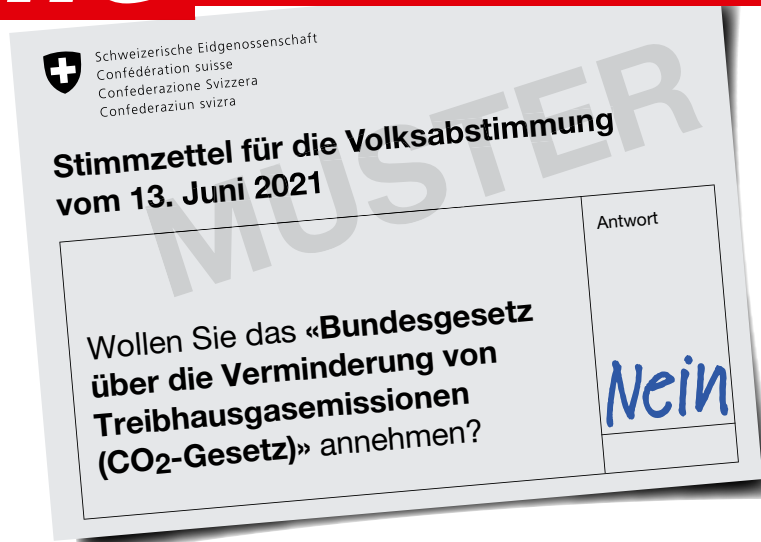
Das geplante Schweizer CO₂-Gesetz führt zu einer Wettbewerbsverzerrung zwischen dem französischen Teil des Euro-Airports und den Flughäfen in Zürich und Genf, weil der Anreiz geschaffen wird, die Schweizer Airports zu meiden. Für die Verantwortlichen des Euro-Airports ist deshalb klar, dass es harmonisierte Emissionsabgaben braucht. «Die Umsetzung der Flugticketabgabe muss ohne unerwünschte Nebenwirkungen erfolgen», erklärt Sprecherin Freudenberger.

Das Schweizer CO₂-Gesetz scheint in der Tat nicht richtig durchdacht: In einer globalisierten Welt können die hiesigen Verantwortlichen zwar versuchen, den Menschen mit hohen Abgaben die Lust am Fliegen zu vermiesen. Dass sie dabei aber ignorieren, was die Nachbarländer tun, ist sträflich. Sololäufe können unter diesen Umständen rasch zum Bumerang werden.

Wohnen für alle verteuern?

Das neue CO₂-Gesetz führt mit unrealistischen Vorschriften zu einer immensen Verteuerung von Mieten und Wohneigentum:

- **Zwangssanierungen** aufgrund des CO₂-Gesetzes bei 1,2 Mio. Miethäusern und Liegenschaften! **Diese Milliardenkosten müssen Mieter und Eigentümer zahlen!**
- **Zwangskündigungen für Mieter** aufgrund der Sanierungspflicht!
- **Raubzug auf das Portemonnaie der Mieter:** Aufgrund der Zwangssanierungen verteuern sich die Mieten für eine 100m² Wohnung basierend auf einer Studie des Bundesamtes für Energie um durchschnittlich **Fr. 140.– pro Monat!**
- Die Zwangssanierungen führen zu einem **massiven Mehrbedarf an Strom**. Das ist kontraproduktiv!



Deshalb:

NEIN

zu

diesem

CO₂-Gesetz!



SCAN ME

HEV Schweiz, Postfach, 8032 Zürich, hev-schweiz.ch



HEV Schweiz

«Zeichen von Schwäche»

Der Westen neige dazu, China zu überschätzen, sagt Sinologie-Professor Klaus Mühlhahn. Er rät zu mehr Selbstbewusstsein im Umgang mit der neuen Weltmacht.

Erik Ebnetter

Der Aufstieg Chinas ist ein weltgeschichtliches Ereignis. Wie soll die Welt darauf reagieren?

Auch Klaus Mühlhahn beschäftigt sich mit dieser Frage. Vor zwei Jahren erschien im Verlag der Harvard-Universität seine grosse Geschichte des modernen China auf Englisch; nun liegt das Buch auf Deutsch vor. Es ist ein faszinierender Stoff von Aufstieg, Fall und Wiederaufstieg eines Weltreichs, ausgebreitet auf 760 Seiten. Er habe sein Buch als eine Geschichte der Gegenwart angelegt, sagt Mühlhahn. «Was müssen wir aus der Vergangenheit wissen, um das heutige China zu verstehen?»

Mühlhahn, 57, lehrte als Professor für Sinologie in Turku, Bloomington und Berlin. Seit Juni 2020 ist er Präsident der Zeppelin-Universität in Friedrichshafen.

Weltwoche: Herr Mühlhahn, soeben ist Ihr grosses Buch über die moderne chinesische Geschichte erschienen. Was sind Ihre wichtigsten Erkenntnisse?

Klaus Mühlhahn: Alle Stärken und Schwächen Chinas haben tiefe historische Wurzeln. Wenn wir uns heute mit China beschäftigen, blicken wir meist nur auf die Zeit seit den Wirtschaftsreformen in den späten siebziger Jahren. Doch um China wirklich zu verstehen, muss man weiter zurück, mindestens 350 Jahre. Das ist für mich die wichtigste Erkenntnis.

Weltwoche: Sie gliedern Ihr Buch in vier Abschnitte: die Qing-Herrschaft von 1644 bis 1900, das Revolutionszeitalter von 1901 bis 1948, die Mao-Ära von 1949 bis 1976 und die Aufstiegsjahre seit 1977. Was verbindet diese Epochen?

Mühlhahn: Wir suchen Kontinuitäten normalerweise in der Kulturgeschichte, bei China zum Beispiel im Konfuzianismus. Ich konzentrierte mich dagegen auf Institutionen. Darunter verstehe ich staatliche Institutionen wie Bürokratie, aber auch private wie Familie oder Unternehmen. Gerade Familienunternehmen tragen heute den chinesischen Aufschwung. Das ist kein Zufall, denn Familienunternehmen haben in China eine lange

Tradition. Ihre erste Blüte erlebten sie in der Qing-Ära. Auch darum beginnt mein Buch in dieser Zeit.

Weltwoche: Wie muss man sich das damalige China vorstellen?

Mühlhahn: Als die Qing 1644 an die Macht kamen, war China kleiner als heute. Im 18. Jahrhundert eroberten die Qing dann neue Gebiete im Norden und Osten, darunter Xinjiang, wo die Uiguren leben. Sie schufen so einen Sicherheitspuffer nach aussen. Dieses strategische Ge-

«Man kann die Qing wirtschaftspolitisch als Frühliberale bezeichnen.»

schick zeigten sie auch bei der Machtsicherung nach innen. Die Qing waren Mandschu, also Fremde. Nachdem sie China unterworfen hatten, übernahmen sie das kaiserliche System. Sie passten sich an. Damit unterschieden sie sich von vielen anderen Eroberern der Weltgeschichte. Nehmen wir Napoleon: Wo er hinkam, schuf er neue Verhältnisse. Die Qing waren vorsichtiger. Sie schauten sich China erst an und machten dann ihre Reformen. Ein solches Vorgehen gilt heute als typisch chinesisch.

Weltwoche: Wie veränderten die Qing das Land?

Mühlhahn: Sie liessen der Wirtschaft grosse Freiheiten und erhoben nur eine Landsteuer. Gleichzeitig bauten sie Kanäle und Strassen. Diese Kombination aus niedrigen Abgaben und moderner Infrastruktur begünstigte den Handel. China entwickelte sich dadurch lange vor Europa zu einem grossen geeinten Wirtschaftsraum. Man kann die Qing wirtschaftspolitisch als Frühliberale bezeichnen.

Weltwoche: Und staatspolitisch?

Mühlhahn: China war nie eine Demokratie. Die Qing herrschten absolut, schufen aber eine kleine, hocheffiziente Bürokratie. Dafür rekrutierten sie die brilliantesten Köpfe. Wer Beamter werden wollte, musste schwierigste Prüfungen bestehen. Der Staat funktionierte nach demselben Prinzip wie die Wirtschaft: Was zähl-

te, war Leistung. Europäische China-Reisende waren davon fasziniert. Sie berichteten in Briefen an Leibniz, Voltaire und andere Philosophen von diesem System. Das hat die europäische Aufklärung beeinflusst. Die erste Hälfte der Qing-Dynastie bis etwa 1800 war eine Blütezeit der chinesischen Geschichte. China war damals eine Weltmacht.

Weltwoche: Was passierte dann?

Mühlhahn: Es begann ein langer, demütigender Niedergang bis zum Ende des Kaiserreichs und darüber hinaus. Ein wichtiger Grund dafür liegt in Veränderungen der Weltmärkte. Zum Beispiel spielte der Export von Porzellan für China eine grosse Rolle. Doch schon im 18. Jahrhundert begann Europa, selber Porzellan herzustellen. Mit der Zeit brach ein ganzer Exportmarkt weg. Auch die Silberexporte gingen zurück, was die Wechselkurse beeinflusste und die Gewinne beim Handel mit Tee oder Seide reduzierte.

Weltwoche: Sie beschrieben die Qing zuvor als sehr anpassungsfähig. Weshalb versagten diese nun bei der Bewältigung der Krise?

Mühlhahn: Inzwischen waren die Qing seit 200 Jahren an der Macht. Die meisten Regime, die so lange bestehen, bekommen Probleme mit Ineffizienz und Korruption. Die Elite verfolgt nur noch eigene Interessen. Das war auch bei den Qing so. Die Regierung begann, Beamtenposten zu verkaufen. Schon bald war fast die Hälfte der Beamenschaft nicht mehr qualifiziert für ihre Aufgabe. Dann schlugen zusätzlich die Veränderungen auf den Weltmärkten durch. Staat und Wirtschaft waren gleichzeitig in der Krise. Die Qing fanden darauf keine Antwort.

Weltwoche: In Europa sind heute vor allem drei Ereignisse aus der späten Qing-Zeit bekannt: die beiden Opiumkriege (1839–1842, 1856–1860) und der Boxeraufstand (1899–1901). In allen drei Konflikten unterlagen die Chinesen ihren europäischen Gegnern. Welche Rolle spielte das beim Niedergang Chinas?

Mühlhahn: Viele Historiker lassen Chinas Niedergang mit dem Opiumkrieg beginnen. Sie sehen im westlichen Imperialismus den



«China will an alte, grosse Zeiten anknüpfen»: Machthaber Xi, Mao.

Haupttreiber dieser Entwicklung. In meiner Lesart beginnt der Niedergang früher, und der Opiumkrieg offenbarte lediglich die Schwächen Chinas. Eine Grossmacht wie China hätte in der Lage sein müssen, sich gegen Angriffe von aussen zu wehren. Stattdessen führten kleine europäische Truppenverbände ein Weltreich vor. Die eigentlichen Probleme waren also hausgemacht. Der Boxeraufstand war dann der Tiefpunkt. Eine fremde Armee marschierte in Peking ein, der Kaiser musste fliehen. Damit beginnt eine Übergangsepoche, die ein halbes Jahrhundert andauern sollte.

Weltwoche: Was zeichnet diese Zeit aus?

Mühlhahn: Die Jahre von 1900 bis 1948 sind für China-Historiker besonders interessant. Es ist eine Epoche der Gegensätze: Aufstände und Kriege gehörten zum Alltag, vielerorts herrschten Warlords. Gleichzeitig blühte das Leben in Städten wie Schanghai. Und ab 1912 war China als erste Republik Asiens sogar ein politischer Vorreiter.

Weltwoche: Wie geht das zusammen?

Mühlhahn: Es hat mit der schieren Grösse Chinas zu tun. Die Verheerungen betrafen vor allem das Hinterland. Dort verarmte die Bevölkerung. In den Küstenstädten waren diese Jahrzehnte eine faszinierende, erfolgreiche Zeit: künstlerisch, intellektuell, auch wirtschaftlich.

Weltwoche: Welche Neuerungen gab es?

Mühlhahn: Eine meiner Thesen lautet: China wird in dieser Zeit geboren. Vorher galt: Wenn ein Land mit China handeln wollte, schloss es einen Vertrag mit der Qing-Dynastie. Nun entstand allmählich ein chinesisches Nationalbewusstsein. Junge Intellektuelle in den Städten suchten nach Gründen für Chinas Niedergang. Ihre Antwort lautete: «Weil wir keine starke, geeinte Nation waren, fielen wir den Ausländern zum Opfer.» Um China wieder gross und stark zu machen, versuchten sie, nationale Ideen im Land zu verbreiten. Die japanische Invasion von 1937 gab diesem Vorhaben den entscheidenden Schub. Selbst Bauern auf dem Land fühlten sich nun als Chinesen. Dieser Nationalismus ist heute noch präsent.

Weltwoche: Wie nehmen die Chinesen die Zeit von 1800 bis 1948 wahr? Als eine einzige lange Demütigung?

Mühlhahn: Ja, so kann man es ausdrücken. Das hat auch mit Mao zu tun. Als er 1949 an die Macht kam, etablierte er ein neues Geschichtsbild. Die Qing hätten China ausverkauft, seien korrupt und schlecht gewesen. Die Kommunistische Partei unter seiner Führung würde China wieder gross machen. Gleichzeitig war Mao fasziniert von den Qing. Das Studium der chinesischen Geschichte war sein Hobby. Er war belesen, kannte alle politischen Tricks, war ein Meister der Strategie und der Intrige. Die Qing-Schriften berichten von Militärstrategie, von korrupten Beamten, von gewissenlosen Beamten. Mao hat aus diesem Fundus geschöpft.

Weltwoche: Was hielt er von der Idee, den Zugang zu bestimmten Stellen über Prüfungen zu regeln?

Mühlhahn: In den 1950er Jahren übertrug er diese Idee auf die Universitäten. Nur wer eine anonyme Prüfung bestand, wurde zu-

gelassen. Bis heute haben solche Prüfungen in China eine grosse Bedeutung.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie Mao?

Mühlhahn: Es gelang ihm, China nach Jahrzehnten der Unruhe unter Kontrolle zu bringen, indem er neue Verwaltungsstrukturen schuf, bis hinunter zum kleinsten Dorf. Das Sagen hatte nun die Kommunistische Partei Chinas. Politisch ist das eine gewaltige Leistung. Doch sein Vorgehen war rücksichts- und gewissenlos. Er ist verantwortlich für den Tod von Abermillionen Menschen. Und am Ende zerstörte er beinahe, was er aufgebaut hatte.

Weltwoche: Wie brachte er China unter Kontrolle?

Mühlhahn: Mao war fast dreissig Jahre als Revolutionär unterwegs. Er lebte unter Bauern und lernte, wie man Menschen für sich einnimmt. Gerade auf dem Land hatte die Qing-Ära alle Wirren überdauert. Dieselben Eliten beherrschten Politik, Justiz, Polizei. Selbst die Kleidung erinnerte an die Kaiserzeit. Erst Mao schuf neue Verhältnisse. Das war sein Verdienst.

Weltwoche: Und wie machte er diese Aufbauarbeit zunichte?

Mühlhahn: Er wollte eine rasche Kollektivierung der Landwirtschaft nach dem Vorbild der Sowjetunion. Das war vermutlich sein grösster Fehler. In der Sowjetunion gab es viele Grossgrundbesitzer mit Leibeigenen. In solchen Verhältnissen lässt sich eine Verstaatlichung relativ einfach durchsetzen. In China lebten dagegen Millionen von selbständigen Bauern. Die wollten sich auf keinen Fall unterdrücken lassen. Der Streit um die Kollektivierung führte zu Produktionsausfällen, was in grausamen Hungersnöten endete. Die Leute wandten sich von Mao ab. Die Kulturrevolution mit ihren politischen Morden verschlechterte dann auch sein Ansehen in der Partei.

Weltwoche: Mao starb 1976. Die nachfolgende Führungsriege um Deng Xiaoping setzte auf wirtschaftliche Reformen. Seither hat China einen beispiellosen Aufstieg hinter sich. Wenig verändert haben sich die politischen Verhältnisse. Warum?

Mühlhahn: Mao sei zu 70 Prozent gut und zu 30 Prozent schlecht gewesen, erklärte die Partei nach dessen Tod. Das war eine sehr chinesische Lösung der Gesichtswahrung. Man räumte Fehler ein und korrigierte den Kurs in der Wirtschaft, ohne von der politischen Macht zu lassen. Bis heute hält die Partei-Elite an ihren Privilegien fest. Das erinnert irgendwie an die mittlere und späte Qing-Zeit.

Weltwoche: Heisst das, die Herrschaft der Kommunistischen Partei könnte bald zu Ende gehen?

Mühlhahn: Die Partei wird früher oder später ihren absoluten Herrschaftsanspruch aufgeben müssen. Viele Chinesen sind heute gut ausgebildet und haben einen gewissen Wohlstand erreicht. Sie wollen mitreden, wenn vor



«Das ganz normal Menschliche»:
Autor Mühlhahn.

ihrer Haustür eine Strasse gebaut wird. Diese Alltagskonflikte nehmen zu. Auf Dauer wird das für die Partei zum Problem. Ob deswegen gleich das Regime zusammenbricht, ist eine andere Frage. So oder so wird China wohl keine Demokratie werden. Dafür fehlt eine demokratische Tradition, wie sie Europa seit der griechischen Antike hat. Wenn sich China verändert, orientiert es sich an eigenen Traditionen. Vielleicht kehrt es zurück zum Erfolgsmodell der frühen Qing-Zeit: schlanker Staat, autoritär geführt, aussenpolitisch auf Handel und Grenzsicherung konzentriert. Aber auch

«Die Partei wird früher oder später ihren absoluten Herrschaftsanspruch aufgeben müssen.»

dann braucht es eine Lösung, wie sich die Bevölkerung an politischen Entscheidungen beteiligen kann.

Weltwoche: Wie passen diese Aussichten zum breitbeinigen Auftreten von Staats- und Parteichef Xi Jinping? Er liess sogar seine Amtszeitbeschränkung aufheben. Das wirkt wie eine Rückkehr in die Mao-Zeit.

Mühlhahn: Für mich ist das ein Zeichen von Schwäche. Der engste Führungszirkel der Partei fürchtet offensichtlich, die Kontrolle zu verlieren. Darum zieht man die Zügel an. Das stösst auch in China auf Kritik. Viele meiner chinesischen Freunde und Kollegen halten Xi für gefährlich einfältig. Er dehne Chinas Einfluss auf die halbe Welt aus, ohne sich um die Probleme zu Hause zu kümmern. Eine solche Politik sei dumm, zum Scheitern verurteilt.

Weltwoche: Xi Jinping spricht vom «chinesischen Traum». Was meint er damit?

Mühlhahn: Xi arbeitet an der Renaissance Chinas als Weltmacht. Das hat er Mao abgesehen. Dabei wähnt er sich auf der richtigen Seite der Geschichte. Er ist zutiefst überzeugt, die Politik Chinas sei der Politik des Westens moralisch überlegen. Die Verweise auf Menschenrechte hält er für leeres Geschwätz. China habe Hunderte Millionen Menschen aus der Armut befreit, argumentiert er. Das sei die grösste humanitäre Aktion der Weltgeschichte.

Weltwoche: Singapurs Gründervater Lee Kuan Yew sagte vor 25 Jahren, das neue China sei der «grösste Player in der Geschichte der Menschheit». Wie sollen westliche Staaten damit umgehen?

Mühlhahn: Eine Isolation Chinas hätte keine Chance. Dafür ist das Land zu gross, zu reich, zu mächtig. Also bleibt nur die Zusammenarbeit. Es wäre auch falsch, China zu isolieren. Wir profitieren vom Austausch und Handel mit China. Dabei muss man aber auf Gegenseitigkeit pochen: Was chinesischen Unternehmen in westlichen Staaten erlaubt ist, muss westlichen Unternehmen in China auch erlaubt sein. Allgemein gesprochen: Der Westen darf gegenüber China selbstbewusster auftreten. Man neigt dazu, China zu überschätzen, weil es zuletzt so erfolgreich war. Dabei hat China auch grosse Fehler gemacht.

Weltwoche: Welche Fehler?

Mühlhahn: Der grösste Fehler der Post-Mao-Ära war die Ein-Kind-Politik. Der Widerstand dagegen war immens. Doch die Partei setzte diese Politik mit allen Mitteln durch, denn sie wollte unbedingt den Wohlstand pro Kopf anheben. Steigender Wohlstand sichert ihre Herrschaft. Inzwischen droht China die Überalterung. Die Befürchtung lautet, China werde alt, bevor es reich wird. Darum erschliesst man – koste es, was es wolle – neue Märkte im Ausland. Das ist eine hochriskante Wette. Ob Chinas Aufstieg weitergeht, ist keineswegs sicher. Die späte Qing-Zeit lehrt uns, wie die Herrschaft einer kleinen Gruppe scheitern und eine Weltmacht in Depression fallen kann. Das ist eine wichtige Erkenntnis meines Buchs.

Weltwoche: Weshalb sollte man Ihr Buch auch noch lesen? Was ist Ihre Botschaft?

Mühlhahn: Mein Buch ist eine Geschichte der Gegenwart. Es soll erklären, wieso China sich so verhält, wie es sich verhält. China sucht seinen Platz in der Welt, will an alte, grosse Zeiten anknüpfen. Dabei geht es selbstbewusst und mitleidlos vor. Aber China ist kein Monolith, sondern ein enorm vielfältiges Land. Es gibt dort rücksichtsvolle und gewissenlose, ehrliche und korrupte Menschen wie überall auf der Welt. Hinter all der Politik sollten wir auch das ganz normal Menschliche sehen. Diese Botschaft ist mir wichtig.



Klaus Mühlhahn:
Geschichte des modernen China.
Von der Qing-Dynastie
bis zur Gegenwart.
C. H. Beck.
760 S., Fr. 56.90

Auf der Suche nach der Medienkrise

Medien-Pessimisten hören es ungern. Die Verlagshäuser sind seit fünfzehn Jahren auf Erfolgskurs.



Zum Jahr 2005 schrieb ich über die finanzielle Situation der Schweizer Medienhäuser. Ich schrieb: «In den Verlagen herrscht Goldgräberstimmung.» Die Anzeigenumsätze zogen damals wieder an. Die beiden Marktleader Ringier und Tamedia vermeldeten beide einen Reingewinn von über hundert Millionen Franken. Sie verdienten das Geld mit den Inseraten in ihren gedruckten Goldeseln wie *Blick*, *Sonntagsblick*, *Schweizer Illustrierte*, *Tages-Anzeiger*, *Sonntagszeitung* und *20 Minuten*.

Seitdem, wie wir lesen, ging es nur noch bergab. Seitdem, wie wir lesen, zog die sogenannte Medienkrise herauf, die Journalisten wie Politiker seit fünfzehn Jahren unablässig beschwören.

Ich denke, man muss hier einmal etwas Gegensteuer geben. Tatsächlich hat seit dem Jahr 2005 in der Medienbranche eine Schubumkehr stattgefunden. Die früheren Goldesel der Verlagshäuser scheissen keine Dukaten mehr. Die früheren Geschäftsmodelle sind weg. Aber die Verlagshäuser haben diesen Wandel bemerkenswert erfolgreich aufgefangen.

Wir zeigen das an den beiden Branchenrössen Ringier und TX Group, der früheren Tamedia.

Vor fünfzehn Jahren noch kamen bei Ringier und Tamedia die Erträge fast ausschliesslich von den traditionellen Zeitungen, Zeitschriften und Druckereien. Ringier machte nur 4 Prozent des Umsatzes mit Geschäften, die es nicht schon seit Jahrzehnten gab, etwa mit eigenen TV-Produktionen.

Bei Tamedia stammten 2005 auch nur 8 Prozent des Umsatzes aus neueren Geschäftssegmenten wie den Lokalsendern Tele Züri

und Radio 24. Mit Internet-Plattformen wie Jobwinner.ch und Homegate.ch hatte Tamedia immerhin einen ersten Vorstoss in kommerzielle Online-Portale gewagt, die später zu einem Bombengeschäft werden sollten.

Heute stammen bei der TX Group und bei Ringier um die 70 Prozent des Gewinns aus diesem digitalen Bombengeschäft. Es sind Online-Plattformen, die das Vermittlungsgeschäft mit Stellen, Immobilien, Autos und Konsumgütern betreiben. Sie heissen Job Cloud oder Homegate oder Autoscout oder Dein Deal oder Ricardo.

In gerade mal fünfzehn Jahren hat die Verlagsbranche ihr demoliertes Geschäftsmodell neu aufgegleist.

Sie haben die früheren Kleinanzeigen ersetzt, die noch gedruckt wurden, aber dasselbe unverzichtbare Rückgrat der Verlagsfinanzen waren.

Die Profite aus diesen digitalen Handelsforen sind imposant. Im Durchschnitt der letzten drei Jahre, das Corona-Katastrophenjahr inbegriffen, machte Ringier einen operativen Gewinn von 104 Millionen Franken. Bei der TX Group waren es im Schnitt gar 177 Millionen im Jahr.

Wer angesichts solcher Zahlen von einer «Medienkrise» redet, verfolgt meist eine politische Agenda. Die politische Agenda besteht in aller Regel darin, die Medienbranche schlechzureden, um dadurch staatliche Subventionen herauszuholen. Vor allem Vertreter von kleinen und renditeschwachen Medienanbietern versuchen so, an Steuergelder heranzukommen. Politiker wiederum wünschen sich eine finan-

ziell angeschlagene und staatlich unterstützte Verlagsbranche, weil sie sich davon mehr Kontrolle über deren Journalismus versprechen.

Nein, die Verlagsbranche hat sich gut geschlagen. In gerade mal fünfzehn Jahren hat sie ihr demoliertes Geschäftsmodell neu aufgegleist. Auch die Nummern drei und vier im Markt, die CH Media und die NZZ-Gruppe, können schöne Wachstumsraten im digitalen Markt vorweisen.

Die Schweizer Verlage haben ihre Transformation geschafft. Ich denke, sie waren in diesem Prozess deutlich besser als etwa die Bankenindustrie, die bei der Anpassung an neue Marktbedingungen weitaus erfolgloser agierte.

Allerdings führte die Neuausrichtung der Verlage zu einem deutlichen Bedeutungsverlust des Journalismus in der Firmenbilanz. Am besten kann man das bei der früheren Tamedia aufzeigen.

Im Jahr 2005 gab Tamedia elf Zeitungen und Zeitschriften heraus. Das Unternehmen machte damit einen Umsatz von 580 Millionen Franken. Die elf Titel lieferten 75 Prozent des Konzerngewinns ab.

Im Jahr 2020 gab dieselbe Tamedia 24 Zeitungen und Zeitschriften heraus. Das Unternehmen machte damit exakt denselben Umsatz von 580 Millionen Franken. Doch die 24 Titel lieferten nur noch 20 Prozent des Konzerngewinns ab.

In fünfzehn Jahren sind Zeitungen und Zeitschriften in den grossen Medienhäusern vom Kerngeschäft zum Nebengeschäft geworden. Aber das Gesamtgeschäft läuft.

Man kann es meinetwegen Zeitungskrise nennen. Aber eine Medienkrise ist es nicht.

Abgesandter der Zukunft

Jacques E. Müller prägte und modernisierte die Schweiz. Sein Immobilienfonds Intershop war eine Goldgrube. Der brillante Geschäftsmann feiert seinen 90. Geburtstag.

Karl Lüönd

Karl Schweri (1917–2001) war Müllers erster Chef. Er hatte zu Beginn der 1960er Jahre gerade angefangen, Supermärkte von damals unerhörter Grösse zu eröffnen: 400, ja 500 Quadratmeter!

Schweri hatte Verbindungen zu Verbänden und Beratern in den USA. Aber er reiste nicht gern und schickte lieber seinen persönlichen Mitarbeiter nach Amerika, mit dem Auftrag, erste Beteiligungen an Land zu ziehen. Schweri besass damals zwar schon die ziemlich verschnarchte Denner-Kette, ein paar Dutzend Tante-Emma-Läden. Aber sein Geld verdiente er, bis er fünfzig Jahre alt war, überwiegend mit Liegenschaften.

Während der junge Dr. iur. Müller an seiner ersten Stelle in einem kleinen Büro an der Zürcher Beckenhofstrasse auch Miet-sachen und Personaldossiers erledigte, widmete sich Schweri in aller Stille dem ersten bankenunabhängigen Schweizer Immobilien-Anlagefonds: Interswiss, gegründet 1954. Kleinanleger, die mit den Sparheftzinsen unzufrieden waren, kauften Anteilscheine für über 500 Millionen Franken, denn Schweri bezahlte das Doppelte. Mit dem Geld erwarb er Liegenschaften an guten Lagen, wo etliche dieser neuen Denner-Supermärkte einzogen.

Nun wollte Schweri mit einem zweiten Fonds auch international auftreten. Aber dieser Fonds (Interglobe) wurde ein Misserfolg. Die Zins-situation hatte sich geändert, ein Direktor beging Betrügereien, die Banken schossen vor allem in der NZZ aus allen Rohren und setzten im Bundeshaus ein neues Anlagefondsgesetz durch.

Shoppingcenter in Spreitenbach

An dieser Klippe zerschellte Schweris Lieblingsprojekt. Das Bauland in Spreitenbach, das er sich früh gesichert hatte, nutzten nun andere. Am 1. Oktober 1967 hatte der menschenscheue Herr noch in der ersten Reihe der Ehrengäste bei der Grundsteinlegung für das erste Shoppingcenter der Schweiz gestanden. Zu dessen Eröffnung am 12. März 1970 wurde er aber nicht einmal mehr eingeladen.



Dieser hellwache Blick: Unternehmer Müller, bei bester, beneidenswerter Gesundheit.

In der Zwischenzeit hatten ihn Kreditanstalt und Bankverein mit ihrem Power-Lobbying im Bundeshaus zum Verkauf seiner Fonds gezwungen. Die gesetzliche Verpflichtung, die Anteilscheine jederzeit zurückzunehmen, war zu riskant für alle, die nicht so liquid waren wie die Grossbanken.

Jacques E. Müller wälzte Pläne für einen eigenen Fonds. Schon 1962 nahm er über einen Mittelsmann Verbindung zur Winterthur-Versicherung auf. Hans Braunschweiler, damals Finanzchef, war sofort angetan von Müllers Businessplan. Er stellte das Kapital bereit und knüpfte Kontakte zu einem Dutzend europäischer Versicherer und Banken, die sich an Intershop beteiligten. Die Geschäftsidee war, die bis dahin eher langweilige und von lokalen Kräften dominierte Szene des Detailhandels für professionelle Kapitalanleger zu erschliessen. Müller hatte freie Hand.

Direkter Draht zum Chef

In der Schweiz gab es für die neue Firma zunächst nicht viel zu tun. Migros und die Konsumgenossenschaften finanzierten sich

Die biederen Schweizer genossen Vertrauen und brachten das Projekt fristgerecht zum Fliegen.

überwiegend selbst, und Hypotheken waren leicht erhältlich. Müller musste seine Grundidee im Ausland verwirklichen: Planung, Finanzierung und Betrieb von Einkaufszentren!

In Nizza konnte Intershop den ersten Supermarkt bauen und sogleich an die Casino-Kette vermieten. Damit verdiente das junge Unternehmen seine Fixkosten selber, was sein internes Ansehen im Winterthur-Konzern schlagartig steigerte. Müller hatte den direkten Draht zum obersten Chef und konnte schalten wie ein freier Unternehmer.

Dank der internationalen Vernetzung erfuhr er früh vom Projekt des Main-Taunus-Einkaufszentrums bei Frankfurt. Kanadische Investoren kamen mit dieser Riesenkiste nicht

zurecht und mussten unter dem Druck der deutschen Banken verkaufen. Müllers Intershop sprang ein. Die biederen Schweizer genossen Vertrauen und brachten das Projekt in einer Gewaltanstrengung fristgerecht zum Fliegen.

Das war der Durchbruch. In der ersten Gründungswelle der Einkaufszentren in Europa wurde Intershop zur respektierten Marke für systematische Standorterkundung, Marktanalyse, Betriebsorganisation und Mietermix. Intershop hob sich von anderen Anbietern ab, weil sie sich langfristig engagierte und auch die Verantwortung für den Betrieb übernahm. Dafür wollte sie immer an den Umsätzen beteiligt sein.



Je nach Regulierung, Währungsverhältnissen und Steuerbelastung war das Unternehmen mal stärker, mal zurückhaltender in Deutschland, Österreich, Frankreich und später in den USA aktiv. Für jedes neue Projekt wurde eine eigene Gesellschaft gegründet, was die

Beteiligung lokaler Partner erleichterte und zugleich das Risiko reduzierte. Gebündelt wurden die detaillierten Marktkenntnisse unter anderem in der Intershop-Tochterfirma Realconsult, die bald zur internationalen Beratungsinstanz für alles wurde, was man über Einkaufszentren wissen musste.

Unfreundliche Übernahme

In der Schweiz blieb Intershop zurückhaltend. Jacques E. Müller ärgert sich noch heute über die Regulierungsdichte, die zum Beispiel in der Stadt Zürich ein grosses Zentrumsprojekt an der Kalkbreite verunmöglichte. Verhindert wurde auch ein Zentrum im Spreitenbach-Format auf dem Gelände, das ursprünglich für das Atomkraftwerk Kaiseraugst vorgesehen war. Das grösste realisierte Projekt war in Crissier (1972). Es wurde sofort komplett an die Migros vermietet.

1970 ging Intershop in Zürich an die Börse. Das Unternehmen machte immer solide Gewinne, doch die Aktie, obwohl mit enormen stillen Reserven gesegnet, wurde lange unterbewertet. Folglich passte der Titel genau ins Beuteschema von Martin Ebner. Mit seinen Stillhalter-Optionen übernahm er Intershop 1996 unfreundlich. Peter Spälti hatte gehofft, den damals gefürchteten Raider von seiner Winterthur abhalten zu können, wenn er Intershop opferte. Der Rest ist Wirtschaftsgeschichte.

Ebner liquidierte alle Auslandsgeschäfte und konzentrierte sich auf die Verwertung von Liegenschaften, welche die Banken in der Immobilienkrise der 1990er Jahre als Pfänder hatten hereinnehmen müssen.

Jacques E. Müller wurde noch für einige Jahre Präsident von Mövenpick und konnte sich vor Verwaltungsratsmandaten kaum retten. Am 25. Mai wird er in beneidenswerter geistiger und körperlicher Frische neunzig Jahre alt.

Karl Lüönd: Auf dem Marktplatz der Moderne. Die Einkaufszentren und das Lebenswerk von Jacques E. Müller, Gründer der Intershop Holding AG. NZZ Libro. Fr. 34.–.

Ein Müller kommt selten allein

Das unternehmerische Gen scheint in der Familie zu liegen. Jacques E. Müller stammt aus dem Luzerner Seetal. Sein gleichnamiger Grossvater (1857–1922) wurde bekannt als «Türken-Müller». Mit zwanzig Jahren wanderte dieser nach dem damaligen Konstantinopel aus und trat auf unterster Stufe bei der Orientbahn ein.

Mit 49 Jahren stand er an der Spitze des hochrentablen Unternehmens. Jacques E. Müller hat noch seinen Vater erzählen hören, wie die Familie jeweils im reservierten Salonwagen per Orientexpress in die Ferien fuhr.

«Internet des 19. Jahrhunderts»

Vor beinahe 150 Jahren entschied sich Jakob Müller für die Eisenbahn, oft auch «das Internet des 19. Jahrhunderts» genannt. Sein Enkel Jacques Edgar baute mit der Intershop Holding eine der Zukunftsbranchen des 20. Jahr-

hunderts auf: die Einkaufszentren. Nach 34 sehr erfolgreichen Jahren wurde er durch die inzwischen historischen Machtspiele zwischen Martin Ebner, der damaligen Winterthur-Versicherung und der Kreditanstalt ausgebootet.

Der Gentleman verschwand und schwieg – bis jetzt. Soeben ist das Buch erschienen, das sein Lebenswerk schildert: offen, aber versöhnlich. Das Nachwort schrieb Martin Ebners engster Mitarbeiter Kurt Schiltknecht.

Tod einer Diplomatin

Wer ist die Schweizer Botschaftssekretärin, die unter mysteriösen Umständen vom Balkon ihrer Teheraner Wohnung fiel?

Pierre Heumann

Sylvie Brunner war schon einige Stunden tot, als man ihre Leiche fand. Sie war am 4. Mai vom Balkon ihrer Teheraner Wohnung im 17. Stock gestürzt. Wenn immer eine Person, die mit einer hochsensiblen und höchst vertraulichen Aufgabe betraut ist, unter mysteriösen Umständen stirbt, stellen sich Fragen. So auch in diesem Fall: War es ein tragischer Unfall? War die Schweizerin gestossen worden, damit sie Geheimnisse mit sich in den Tod nahm? Oder war es Selbstmord?

Brunner, die während vieler Jahre auf verschiedenen Posten für das Aussenministerium gearbeitet hatte, war zuletzt in Teheran Erste Botschaftssekretärin und Betriebsleiterin der Schweizer Vertretung. Damit betraut, die Interessen der USA im Iran zu vertreten, war sie als Geheimnisträgerin in einer seltenen Schlüsselposition. Die Schweiz ist seit der Islamischen Revolution von 1979 in Teheran diplomatische Stellvertreterin der USA. So erreichte die Schweizer Diplomatie, dass der US-Marine-Veteran Michael White, der im Jahr 2018 im Iran zu einer Haftstrafe verurteilt worden war, aus medizinischen Gründen vorübergehend in die Schweizer Botschaft entlassen wurde und vor einem Jahr als freier Mann über die Schweiz in seine Heimat zurückkehren konnte.

Freizeitkleidung und Hut

Als die zwanzigjährige Hausangestellte Brunners, die den Zutrittscode zur Wohnung kannte, wie üblich um acht Uhr morgens zur Arbeit erschien, schöpfte sie keinen Verdacht darüber, dass sie ihre Chefin nicht in der Wohnung vorfand. Wahrscheinlich sei die Miss bereits zur Botschaft gefahren, sagte sie sich.

Gefunden wurde Sylvie Brunner etwas später von einem Gärtner, weiss die populäre Lokalzeitung *Hamshahri*, die von der Stadtverwaltung Teherans herausgegeben wird. Als man den toten Körper Brunners fand, trug sie Freizeitkleidung, wie sie das zu Hause immer tat, sagte die Hausangestellte, und einen Hut. *Hamshahri* zitiert Ermittler, denen in der Wohnung oder auf dem Balkon nichts auffiel, was auf einen Kampf oder einen Raub hingewiesen

hätte. Der Balkon, von dem sie gefallen war, hatte ein Schutzgeländer von 1,1 Meter Höhe. Auch Blutspuren wurden nicht gefunden.

Allein, es ist kein klarer Fall. Nachbarn wollen um Mitternacht einen «lauten Lärm, wie eine Explosion» gehört haben, wenn man *Hamshahri* glauben will. Die iranischen Ermittler sollen zudem auf dem Tisch des Gästezimmers einen handgeschriebenen Brief gefunden haben, der allerdings weder unterschrieben noch datiert war. «Bringt meinen

«Gebt mein ganzes Geld und alles, was ich habe, meinem anderen Sohn.»

Körper nach meinem Tod in die Schweiz und informiert meinen Sohn», heisst es dort angeblich. «Danach äschert meinen Körper ein und begrabt ihn neben meinem Kind, das gestorben ist.» Weiter stehe im Brief: «Gebt mein ganzes Geld und alles, was ich habe, meinem anderen Sohn.»

Deutet das auf einen Freitod hin? *Hamshahri* zitiert Botschaftsangestellte, laut denen Brunner eine «glückliche und energetische» Person gewesen sei. Und der Sprecher der Teheraner Notfallorganisation, Mojtaba Khaledi, will auf keine Hinweise für die Option Selbstmord gestossen sein, hiess es Anfang Mai im Massenblatt *Hamshahri*. Doch die Zeitung lässt auch

Zeugen zu Wort kommen, die das Gegenteil behaupten. So soll die Hausangestellte bei Sylvie Brunner gelegentlich Zeichen einer Depression festgestellt haben, wobei das in letzter Zeit allerdings besser geworden sei. In der vergangenen Woche zitierte die NZZ einen Sprecher der iranischen Justiz, die Diplomatin sei vor ihrem Tod «unter Medikamenteneinfluss» gestanden: «Die Gerichtsmedizin hat bei der Toten Spuren von einigen Medikamenten gefunden und die Ergebnisse an den zuständigen Richter weitergeleitet.» Nach Ende der Ermittlungen werde die Leiche der Diplomatin den Schweizern übergeben, zitierte die NZZ am 11. Mai den iranischen Sprecher.

Freitod, ja oder nein?

Bereits einen Tag später, am 12. Mai, wurde der Leichnam in die Schweiz zurückgeführt. Bedeutet das, dass die iranischen Ermittler ihre Untersuchungen abgeschlossen haben? Und zu welchem Schluss sind sie gekommen?

Sicher ist derzeit bloss: Die Bundesanwaltschaft (BA) hat die gerichtsmedizinische Obduktion des Leichnams angeordnet, «um weitere Informationen zu den Umständen des Todesfalles zu erhalten», schreibt die BA auf eine Frage der *Weltwoche*. Sie habe ein «Verfahren eingeleitet» und trage «in diesem Rahmen» zur Aufklärung des Sachverhalts bei.

Dass der Tod einer Frau, die im Iran in verantwortlicher Position Interessen der USA wahrnimmt, zu Gerüchten und Spekulationen führt, die den Charakter von Verschwörungstheorien annehmen, war zu erwarten gewesen. Zumal der Fall nach wie vor ungelöst ist, wie die Antwort des Aussendepartements (EDA) auf eine Frage der *Weltwoche* zeigt. Die Schweiz setze sich weiterhin «für eine lückenlose Aufklärung der Umstände ein, die zum Tod der Botschaftsmitarbeiterin in Teheran geführt haben». Ob eine solche je möglich sein wird, ist allerdings offen. Das EDA stehe zwar im Austausch mit den Behörden im Iran. Ob und inwieweit Rechtshilfersuchen an den Iran «notwendig und möglich sind», werde durch die BA laufend geprüft.



KÖRZIS HOLLYWOOD

Norbert Körzdörfer



Das New Hollywood erwacht – 37 Prozent sind geimpft. Die Kinos sind halb offen, aber Filme und Kinolust fehlen. Alles streamt. Draussen ist alles geöffnet. Ab 15. Juni soll es werden wie früher. Es wird zwei Hollywoods geben: das Online-Hollywood (Netflix, Disney, Amazon und Co.) und das Kino-Hollywood. Jeder kann wählen. Aber das alte Hollywood stirbt seufzend.

Nach einer langweiligen Corona-Oscar-Verleihung mit Starbucks-Flair (nur neun Millionen amerikanische Fans guckten) gibt Weltstar Tom Cruise («Mission: Impossible 7») jetzt seine drei Golden Globes zurück. Die Golden Globes, diese beschwipste, sensationelle Kultparty, ist scheinot. Der TV-Sender NBC, der 27 Millionen pro Jahr zahlt, wird die Globes 2022 canceln. Auch Streaming-Gigant Netflix sagt nein zum Dinosaurierklub der 86 alten Hollywood-Korrespondenten, die keinen schwarzen Reporter unter sich haben, aber dreissig Nationalitäten (Japaner bis Inder). Ein Insider: «Es hat sich nie ein schwarzer Journalist beworben.»

Ein K.-o.-Schlag für das alte Hollywood. Die Globes waren immer die Sprungbrettparty zu den Oscars. Brad Pitt: «Die waren immer lustiger als die Oscars. Und man konnte rauchen!» Und die Hälfte der Globes-Gewinner gewann auch die Oscars. Warum der plötzliche Globes-Lockdown? Es passt nicht mehr in die Zeit. Die Dinos sind Rentner aus dem letzten Jahrtausend, privilegiert, ein bisschen korrupt, ein bigottes Überbleibsel. Ich mag sie. Es sind alte Kinofans. Der britische Oscar-

Star Gary Oldman ätzte: «Sie sind bedeutungslos. Neunzig Nobodys holen sich einen runter. Jeder besäuft sich. Jeder schleimt sich bei jedem ein.» Das ist auch Hollywood. Der fünffache Globes-Moderator Ricky Gervais: «Die Globes sind etwas lauter, etwas billiger, etwas besoffener – und man kann sie leichter kaufen.» Ja, das ist so. Jetzt gibt es ein Jahr Pause. Aber warum auf eine coole, lustige, ungezwungene Party verzichten, bei der eigentlich alle nur gewinnen? Der Zauber war immer: viele Superstars in einem Raum. Fertig! Und extrem viel Champagner!

In der bescheidenen Hazienda in Beverly Hills starb jetzt leise Anne Douglas mit 102 Jahren, unter ihren Chagall-Gemälden. Sie war die legendär starke Witwe der Kinolegende Kirk Douglas (1916–1990). Wenn wir uns mittags in der «Polo Lounge» trafen, mit Co-Legende Arthur Cohn (sechs Oscars), begann Kirk, der Vater von Michael Douglas (76!), immer deutsch (!) zu sprechen. Der Spitzname seiner Frau war «Stolz» (geboren in Hannover). Sie hatten 1954 geheiratet, trotz seiner Sexaffären (dreissig Frauen in dreissig Nächten). Kirk lächelte immer: «Schau. Dieser junge Mann [ich!] ist 1954 geboren – er ist so alt wie unsere Liebe.» Jetzt küssen sie sich im Himmel.

Vor einem Jahr klingelte das Telefon auf dem Anwesen von Weltstar Tom Cruise: «Du brauchst nicht nach Venedig kommen. Warte ab. Corona!» Tom: «Es war wie ein Hammer Schlag.» Die Dreharbeiten zu Teil sieben von «Mission: Impossible» (tausend Mitarbeiter)

wurden eingestellt. Aber dann mieteten sie Kreuzfahrtschiffe in Norwegen für die Crew als Hotelersatz.

Tom zog den Hundert-Millionen-Thriller durch – mit Corona-Protokoll und Zoom-Partys. Ein Super-Stunt mit Motorrad und Fallschirm. Handeln, nicht leiden. Das ist auch Hollywood. Den letzten Film, den er selbst live im Kino gesehen hat, war «Tenet» von Christopher Nolan, in London im Imax (am 25. August 2020!). Tom glaubt an die Wiederauferstehung des Kinos: «Netflix ist nicht die Rettung. Wir werden einen Kino-Boom erleben. Wir müssen nur tolle Filme drehen, die die Fans gucken wollen.» Er plant schon «Mission: Impossible 8». Und dann will er im Weltall drehen! Echt – mit Elon Musks Unternehmen SpaceX zur ISS. Nur im Kino.

Hollywood erwacht. Man lebt jetzt «California sober». Diese neue Nüchternheit ist die neue Lebensformel: Keine Drogen! Keine Pillen! Nur moderates Trinken und ein bisschen Cannabis. Easy Living.

Das neue nüchterne Traumpaar ist gerade Bennifer 2.0 – die Kurzform für Ben Affleck, 48, («Batman») und Jennifer Lopez, 51, («Hustlers»), die sich nach siebzehn (!) Jahren Trennung erneut lieben – in Montana. Er hat Oscars und Alkohol hinter sich. Sie ist wieder frei. Es ist Retro-Liebe, ein bisschen wie früher, als alles einfacher war. Monogamer. Als man noch zu zweit verliebt ins Kino ging und sich im Dunkeln küsste. Früher ist das neue Morgen. Das Kino lebt.

Bestes Hilfswerk der Welt

Die Fifa wird in der Schweiz seit Jahren schlechtgeredet und kriminalisiert. Das ist undankbar und ungerecht.

Christoph Mörgele

Weil Ex-Bundesanwalt Michael Lauber Gespräche nicht protokolliert hat, sieht sich auch Fifa-Präsident Gianni Infantino einem Strafverfahren ausgesetzt. Dabei hatte dieser weder eine Protokollierungspflicht noch irgendeinen Grund, den obersten Schweizer Strafverfolger nicht zu treffen. Am Anfang des Verdächtigungsfeldzugs gegen Infantino standen vor einem Jahr vorverurteilende Aussagen des früheren Basler Polizeikommandanten Markus Mohler in der *Aargauer Zeitung*. Über eine gemeinsame Homepage und gemeinsame Publikationen war Mohler verbunden mit Patrick Gättelin, Leiter des Sekretariats von Hanspeter Usters Aufsichtsbehörde über die Bundesanwaltschaft. Mohler publizierte und arbeitete auch mit dem Strafrechtler Mark Pieth zusammen, den eine intensive Hassbeziehung mit dem Weltfussballverband verbindet – obwohl sein Basel Institute on Governance die Fifa seinerzeit um 2,5 Millionen Franken erleichtert hat.

In diesem Institut wiederum sitzt Domenico Scala, der als Fifa-«Chefaufseher» im Streit mit Infantino zurückgetreten ist. Im Juni 2020 hat Gilbert Truffer, damaliger Präsident der SP Oberwallis, bestätigt, dass er gegen den Walliser Oberstaatsanwalt Rinaldo Arnold eine Strafanzeige eingereicht hatte, weil Arnold als Bekannter Infantinos ebenfalls an Treffen teilgenommen hatte. Als ausserordentlicher Bundesanwalt in dieser Sache wurde auf Vorschlag von Hanspeter Uster (Sozialistisch-Grüne Alternative) der SP-Mann Stefan Keller gewählt. Dieser darf nun laut Urteil des Bundesstrafgerichts im Fall Infantino wegen vorverurteilender Äusserungen nicht länger ermitteln.

Freude und Stolz

Seit Jahren gebärden sich linke Seilschaften als fanatische Gegner des Weltfussballverbands mit Sitz in Zürich. Der SP-Politiker Daniel Jositsch verkündete lauthals: «Nach dem Fifa-Skandal wäre es ein verheerendes Zeichen, wenn die Schweiz Bestechung und Korruption



Einfluss auf die Jungen: Fifa-Fussball-Camp in Jordinien, 2019.

weiterhin als Kavaliersdelikte behandeln würde.» Ein SP-Vorstoss im Zürcher Kantonsrat verlangte, dass der Kanton die Fifa-Gewinne wie jene von Kapitalgesellschaften mit 8 Prozent besteuert. Dabei zahlt die Fifa schon heute 22 Millionen Franken in einem Vierjahreszyklus – dies freiwillig, denn sie wäre als Sportverband in der Schweiz steuerbefreit.

Linke Stimmen behaupten auch ständig, die Fifa solle kein Verein nach Schweizer Recht sein, sondern am besten ein an der Börse kotiertes Unternehmen. Tatsächlich ist von sämtlichen Fifa-Turnieren – dazu gehören die Jugend-WM der U-17 und U-20, Frauenturniere, Wettbewerbe in Nischensportarten wie Beach-Soccer oder Futsal – lediglich ein einziges profitabel: die Weltmeisterschaft der Männer, die nur gerade alle vier Jahre stattfindet. Ginge es um einen Aktionärsprofit, würde es all die anderen Turniere nicht mehr geben. Sämtliches

Geld, das mit der Männer-WM eingenommen wird, muss gemäss Vereinsstatuten reinvestiert werden, nämlich in diese kleineren Turniere und in Fussballprojekte weltweit.

Zwar wurde der Weltfussballverband Fifa 1904 in Paris gegründet, doch bezog er seinen Sitz schon 1932 in der neutralen, im Herzen Europas gelegenen Schweiz. Unser Land gewährte dem mit Abstand populärsten Mannschaftssport mit Freude und Stolz Gastrecht und exzellente Rahmenbedingungen. Die Fifa mit ihren heute über 220 Millionen Spielern, Trainern und Schiedsrichtern hat sich dafür mit einem vielfältigen Engagement bedankt: Sie organisiert hierzulande Veranstaltungen für Jugendliche, unterstützt Infrastrukturprojekte, berücksichtigt regionale Zulieferer, bietet allein in Zürich fast tausend Arbeitsplätze und zahlt Steuern auf allen Staatsebenen. Es ist bekannt, dass bei der Fifa in der

Vergangenheit auch Fehler gemacht wurden. Der Verband hat aber dank der Strategie «Fifa 2.0» umfangreiche Reformen eingeleitet – beispielsweise mit einem heute komplett transparenten WM-Vergabeprozess. Er wurde inzwischen mehrfach als fortschrittliche, verantwortungsbewusste Organisation ausgezeichnet.

Frankreich macht's besser

Der Weltfussballverband zählt nicht weniger als 211 Mitgliedsverbände, betreibt eine umfassende Menschenrechtspolitik und engagiert sich global gegen Unterdrückung, Rassismus und Kindesmissbrauch im Sport. Wenn es für die Ärmsten der Armen auf allen Kontinenten die Möglichkeit eines traumhaften Aufstiegs gibt, ist es dank dem Fussballsport. Man darf die Fifa ohne weiteres als wirkungsvollste, beste Nichtregierungsorganisation (NGO) der Welt bezeichnen. So stellt der Generaldirektor der Weltgesundheitsorganisation (WHO) fest: «Der Fussball kann Millionen von Menschen erreichen, speziell jüngere, was den Funktionären des öffentlichen Gesundheitswesens nicht gelingt.» Wenn die Fifa oder ein Fussballer sage «Wascht euch die Hände», dann hörten mehr Leute zu, als wenn der oberste WHO-Chef dies sage.

Doch statt sich darüber zu freuen, wird die Fifa hierzulande seit längerem schlechtgemacht und schlechtgeredet. Profilierungssüchtige Politiker, Juristen und Journalisten halten den Verband mehr oder weniger für eine kriminelle Organisation. Bei ihren Anwürfen dürfen sie damit rechnen, augenblicklich im internationalen Scheinwerferlicht zu glänzen. Das haben schweizerische Strafverfolger gemerkt und versucht, mit medial begleiteten, spektakulären Verhaftungsaktionen die weltweite Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. In der Schweiz winken jenen Ermittlern, die neuerdings auf der ganzen Welt allen wirklichen und vermeintlichen Unregelmässigkeiten nachgehen, attraktive Reisen auf Kosten der Steuerzahler.

Die Kollateralschäden sind für die Schweiz beträchtlich. Ausländerinnen und Ausländer, die mit grossem Stolz eine Arbeitsstelle bei der Fifa in Zürich angetreten haben, müssen bald feststellen, welch schlechter Ruf dem Verband hier anhaftet. Zu Hause werden sie gefeiert und in der Schweiz schräg angeschaut. Den hiesigen Kritikern und Nörglern ist es gelungen, dem Weltfussballverband ein negatives, mafiaähnliches Image anzuhängen. Gleichzeitig treibt in Frankreich die staatliche Behörde für Entwicklungszusammenarbeit gemeinsam mit der Fifa Projekte in Afrika voran. Kein Wunder, hat Präsident Emmanuel Macron die Fifa wissen lassen, sein Land würde dem Weltverband noch so gerne den ständigen Sitz anbieten.

Dabei bemüht sich die Fifa auf jede erdenkliche Art, vom Ruch der Mausehelei und Korruption wegzukommen. Heute herrschen massiv verschärfte Regeln einer guten Unternehmensführung, ein neuer Verhaltenskodex und ein revidiertes Ethikreglement. Amtszeitbeschränkungen und Kontrolle der Geldflüsse sind ebenso selbstverständlich wie die Offenlegung der individuellen Vergütungen. Doch so lange die Schweiz Gianni Infantino mit einem kaum zu rechtfertigenden Strafverfahren unter Verdacht stellt, wird es dem Verband schwerfallen, international auf höchste Prinzipien im Fussball zu pochen. Versucht die Fifa beispielsweise eine Kampagne gegen sexuelle Übergriffe, Gewalt oder Diskriminierung im Fussball, bekommt

Die Fifa engagiert sich global gegen Unterdrückung, Rassismus und Kindesmissbrauch im Sport.

sie rasch zu hören: «Was spielt ihr den Saubermann, wenn doch ein Schweizer Staatsanwalt gegen den Fifa-Präsidenten ermittelt?»

Während früher die WM-Vergabe tatsächlich einer Papstwahl glich, gibt es seit 2017 ein transparentes und öffentliches Bewerbungsverfahren. Natürlich wäre es für die Fifa wesentlich einfacher, die Turniere ausschliesslich in Europa und Südamerika durchzuführen, wo das Publikum und die Werbemöglichkeiten am grössten sind. Aber ein Weltverband, der diesen Namen verdient, muss seine Weltmeisterschaft eben auch in Asien und in Afrika veranstalten können. Dabei müssen die Bewerber strenge Auflagen bezüglich Nachhaltigkeit, Menschenrechte und Umweltschutz erfüllen.

Über die Vorbereitungen der Fussball-WM 2022 in Katar, die bereits 2010 vergeben wurde, befeuern Schweizer Medien neuerdings allerhand Schauermärchen. Die Rede ist

von massiven Menschenrechtsverletzungen, von Ausbeutung, von Billiglöhnen, miserablen Unterkünften, vom Arbeiten bis zur Erschöpfung. Es wird behauptet, dass in Katar bis heute 6500 Arbeiter bei Vorbereitungsarbeiten zur WM gestorben seien. Solche Leichenhaufen sind jenseits jeder Realität. Die Artikel stützen sich auf eine Schätzung der Todeszahlen aller Ausländer in Katar aus fünf asiatischen Staaten über eine Periode von zehn Jahren. Im Verlauf des genannten Zeitraums lebten etwa vier Millionen Menschen aus diesen Ländern in Katar, und nur ein äusserst kleiner Teil davon ist in die Vorbereitungsarbeiten der WM eingebunden. Die Organisatoren sprechen von drei Todesfällen durch Unfälle auf den Stadionbaustellen. Zudem berichten sie von über 35 WM-Arbeitern, die im Verlauf der Jahre während ihres Aufenthalts in Katar aus Gründen verstorben sind, die nicht mit der Arbeitssituation im Zusammenhang stehen.

Boycott statt Sport

Von den internationalen Gewerkschaften werden diese Zahlen nicht in Zweifel gezogen. Tatsächlich bietet der bevorstehende Grossanlass einer ganzen Region attraktive Arbeitsstellen und hat zu weitreichenden Arbeitsreformen geführt. Gemäss der Internationalen Arbeitsorganisation und dem Internationalen Gewerkschaftsbund können mittlerweile Arbeiter ihre Stellen frei kündigen und wechseln. Es wurde ein Mindestlohn eingeführt, und Firmen sind an hohe Sicherheitsstandards gebunden.

Die Fifa und die lokalen Turnierorganisatoren überprüfen den von ihnen gesetzten WM-Standard für Arbeitsrechte durch rigorose Kontrollen. Sie arbeiten dabei mit der Bau- und Holzarbeiter Internationale (BHI) zusammen, die regelmässig Inspektionen auf diesen Baustellen durchführt. Der Vizepräsident von BHI, Dietmar Schäfers, würdigt öffentlich die Massnahmen zum Schutz der Rechte von Wanderarbeitern. Er sagt, dass die Sicherheitsstandards auf den WM-Baustellen mit westeuropäischen und nordamerikanischen Standards vergleichbar seien. Und schon 2017 erklärte der Schweizer Arbeitssicherheitsexperte Robert Schwitter in der Gewerkschaftszeitung *Work*, dass die Sicherheitsstandards auf den WM-Baustellen mindestens Schweizer Standards entsprächen.

Unbeirrt von solchen Tatsachen fordern linke Kreise weiterhin einen WM-Boycott. Dies, während sich Gewerkschaften aufgrund der Reformen vor Ort explizit gegen einen Boycott aussprechen. Die Befürworter eines Boykotts bekämpfen damit nicht nur Sport, Spass und Spiel. Sie handeln, wie Dietmar Schäfers öffentlich schreibt, gegen die Interessen der Arbeiter in Katar, die auf Arbeitsstellen und guten Schutz angewiesen sind.



Elon Musk irrt

Der Tesla-Chef stoppt Bitcoin als Zahlungsmöglichkeit. Entweder versteht er die Kryptowährung nicht, oder er fürchtet sie.

Marc Friedrich

Das Universalgenie Elon Musk hat sich mit seinen jüngsten Äusserungen zu Bitcoin blamiert. In einem Tweet hat der Tesla-Chef kürzlich verkündet, dass Tesla die Kryptowährung Bitcoin als Bezahlungsmöglichkeit überraschenderweise einstelle, obwohl diese erst vor wenigen Monaten zu allseits grossem Erstaunen eingeführt wurde. Parallel dazu hatte Tesla damals auch bekanntgegeben, 1,5 Milliarden Dollar in Bitcoin investiert zu haben. Als Grund für die jetzt angekündigte Einstellung nennt Musk die hohen «Energiekosten pro Transaktion» von Bitcoin und die damit einhergehende Verschwendung von fossilen Brennstoffen. Damit offenbart er, dass er Bitcoin weder verstanden noch inhaltlich durchdrungen hat.

Vorab: Eine viel grössere Energieschleuder als Bitcoin ist unser jetziges Geldsystem. Während Bitcoin 183 Millionen Gigajoule (GJ) pro Jahr verbraucht, liegt das Bankensystem bei 2,34 Milliarden GJ im Jahr, mehr als dem Zwölffachen. Nicht nur Notenpressen laufen seit Jahren rund um die Uhr sieben Tage pro Woche, um das Geldkarussell am Laufen zu halten. Nein, auch die vielen Banken, deren Türme, die Geldautomaten und jede Onlineüberweisung fressen unentwegt wertvolle Energie. Ein Bruchteil wahrscheinlich nur wird dafür aus Wind und Sonne gewonnen. Der Rest aus Kohle, Gas und Öl.

Netter Nebeneffekt

Bitcoin hingegen bezieht jetzt schon 78 Prozent der Energie aus erneuerbaren Energiequellen. Um wettbewerbsfähig zu sein und eine möglichst hohe Gewinnmarge zu erzielen, suchen die Bitcoin-Miner, die die Transaktionen validieren und alle zehn Minuten einen Block an die Blockchain hängen, die günstigsten Quellen – und dies sind erneuerbare Energien wie Geothermie, Sonne, Wind und Wasser. Bitcoin fördert also sogar den Weg hin zu nachhaltigem und natürlichem Strom, weg von fossilen Brennstoffen.

Dies ganz im Gegensatz zu unserem gegenwärtigen Finanz- und Geldsystem. Wenn wir uns tatsächlich für den Klimawandel und die

Reduktion von CO₂ einsetzen wollten, müssten wir der schweizerischen und der europäischen Notenbank den Strom abdrehen. Dann bräuchten wir auch keine milliardenschweren Green Deals der Zentralbanken und würden der Umwelt sofort was Gutes tun. Netter Nebeneffekt wäre, dass die immer wiederkehrenden Spekulationsblasen ein Ende hätten. Aber das ist ein anderes Thema.

Doch zurück zu Musk: Ein weiterer kapitaler Fehler in seiner Aussage betrifft den Begriff Transaktionen. Die Transaktionen haben nichts mit dem Stromverbrauch zu tun. Die Energie wird dazu eingesetzt, um das Netzwerk Blockchain-mässig zu sichern, losgelöst von der Anzahl Transaktionen.

Aber vielleicht sollte Musk seine eigenen Unternehmen mal genauer bezüglich Energieverbrauch und Nachhaltigkeit betrachten: Teslas Karosserien, Giga-Fabriken und Touchscreens werden sicherlich nicht aus Luft und Liebe gebaut. Und der hohe Energieverbrauch zur Herstellung der Batterien oder zur Gewinnung der dafür notwendigen Rohstoffe wie Lithium und Kobalt? Geschenk! Noch gewaltiger ist der CO₂-Fussabdruck seiner Raketenabschüsse, der von Casablanca bis nach Istanbul reicht. Die SpaceX-Raketen werden sicher nicht mit Fusspedalen oder mit Kerosin aus erneuerbaren Quellen angetrieben.

Bitcoin ist nicht nur ein Kind der Finanzkrise 2008, sondern auch so etwas wie eine Kriegserklärung an das Geldsystem und die Finanzwelt. Musk ist Teil dieses alten Systems und von diesem auch abhängig – und vielleicht nun dessen Verteidiger. Bitcoin ist ein digitales, dezentrales, grenzenloses, nicht manipulierbares, deflationäres, demokratisches und freies System. Ein tatsächlich limitierter Wertspeicher, der nicht im Zugriffsbereich der Politik oder der Notenbanken liegt. Allein dafür ist jede Kilowattstunde Strom gut investiert.

Marc Friedrich ist Buchautor, Finanzexperte und Gründer der Honorarberatung Friedrich Vermögenssicherung GmbH für Privatpersonen und Unternehmen.



INSIDE WASHINGTON

Israel – Feindbild der Demokraten

US-Präsident Joe Biden «hat das Memo nicht bekommen» (wie es die linksgerichtete Medienseite Vox ausdrückte), dass der Radikalismus der Universitäten auch im Kongress angekommen ist. Progressive Demokraten sind wütend, dass sich der 78-Jährige weigert, Israel zu verurteilen, weil es sich gegen das Raketentrommelfeuer aus dem Gazastreifen verteidigt. Nachdem Israel ein Hamas-Terrornest bombardiert hatte, in dem auch Büros westlicher Medien untergebracht waren, twitterte die New Yorker Kongressabgeordnete Alexandria Ocasio-Cortez: «Es ist mir egal, wie irgendein Sprecher versucht, das zu drehen.» Sie fügte hinzu: «Wenn die Biden-Administration nicht einmal einem Verbündeten die Stirn bieten kann, wem dann?»

Ein weiteres Mitglied dieses israelkritischen «Teams», die Kongressabgeordnete Rashida Tlaib aus Michigan, beschuldigte den jüdischen Staat tränenreich der Apartheid, die durch «3,8 Milliarden Dollar Militärhilfe» aus den USA angeheizt werde. Das Geld werde «benutzt, um palästinensische Häuser abzureissen, palästinensische Kinder einzusperren und palästinensische Familien zu vertreiben.»

Ilhan Omar aus Minnesota verhöhnte andere Demokraten, die «sich auf die pauschale Aussage zurückziehen, Israels Luftangriffe gegen Zivilisten dienen der Selbstverteidigung». Während sich die amerikanische Öffentlichkeit hartnäckig weigert, die einzige Demokratie im Nahen Osten aufzugeben, lehnen die Demokraten Israels Legitimität zunehmend ab. Eine Gallup-Umfrage vom März ergab, dass zum ersten Mal eine Mehrheit der Demokraten den Druck auf Israel erhöhen will, um den Konflikt zu beenden.

Meena Harris, die 36-jährige Nichte von Vizepräsidentin Kamala Harris, fasst die Ansicht der neuen Linken zusammen, dass selbst vorgespülte Neutralität keine Option ist: «Ihr habt euch auf die Seite des Unterdrückers geschlagen.» Amy Holmes

Im Osten geht die Sonne auf

Deutsche mit DDR-Hintergrund haben mehr Sinn für Freiheit und Demokratie. Ohne sie würde ich mich einsam und verloren fühlen.

Cora Stephan

Über dreissig Jahre nach der Wiedervereinigung soll es noch immer Unterschiede geben zwischen Menschen mit DDR-Hintergrund und westlich Sozialisierten? O ja. Und ob. Und sie werden immer spürbarer.

An meinen Freunden, die Erfahrung mit dem «real existierenden Sozialismus» haben, schätze ich ihre extreme Empfindlichkeit. Man kann sich auf ihr feines Ohr und ihr Gespür verlassen. Sie werden hellwach, wenn sie autoritäre Anwendungen wittern oder den Versuch, Freiheitsbeschränkungen mit Höherem wie dem Volkswohl (wahlweise der Klima- oder Weltrettung) zu legitimieren. Ralf Schuler und Roger Letsch, Alexander Wendt und Vera Lengsfeld sind geschult im Entlarven von Doppeldenk und Doppelsprech, auch wenn die Propaganda heutzutage nicht, wie zu DDR-Zeiten, mit dem Holzhammer, sondern auf Samtpfötchen als nettes Nudging daherkommt. Auf Monika Maron, Gunter Weissgerber, Susanne Dagen und Uwe Tellkamp, aber auch auf Wolfgang Thierse und Arnold Vaatz ist stets Verlass: Sie riechen den faulen Dunst.

Salonlinke gegen Mauerstürmer

Jan Josef Liefers hat ein ebenso feines Näschen. Sein Beitrag zur Schauspieleraktion #allesdichtmachen persiflierte die willige Gefolgschaft, die Medien und «Kulturschaffende» der Massnahmenregierung leisten, mit einer Reminiscenz an die devoten Rituale in der DDR. Erst musste man der Obrigkeit brav danke sagen, bevor man es wagen durfte, «konstruktive Kritik» zu üben, stets in Gefahr, hernach als Quertreiber oder Konterrevolutionär geächtet zu werden. Zweifeln durfte man damals wie heute nicht, verzweifeln schon.

Doch Zweifel ist die Triebkraft freiheitlicher Gesellschaften, sagt Ralf Schuler, Leiter der Parlamentsredaktion bei der *Bild*-Zeitung, aufgewachsen in Ostberlin, ein Jahr jünger als Jan Josef Liefers. Und das soll in der Corona-Krise nicht mehr erlaubt sein? Nicht nur ihn erschüttert der Konformitätsdruck der polit-medialen Gruppendynamik. «Ich empfinde bei Westlern oft mangelnde Sensibilität für die

beginnende Erosion von Freiheit. Akzeptanz für Indoktrination, wenn es der vermeintlich richtigen Sache dient. Da ist schon eine Art Enttäuschung, weil ich dachte, das wäre tiefer verankert bei Menschen, die in Freiheit aufgewachsen sind.»

Ist es offenbar nicht. Vielleicht auch deshalb nicht, weil die DDR als das angeblich bessere Deutschland in der Bundesrepublik weit beliebter war als bei ihren Insassen selbst. Noch 1986 zeigte sich der damalige Chefredakteur der

Heute kommt die Propaganda nicht mit dem Holzhammer, sondern auf Samtpfötchen daher.

Zeit, Theo Sommer, hellauf begeistert von den potemkinschen Dörfern, durch die er gelotst wurde: «Sie [die Menschen] glauben an das, was sie sehen: die Aufbauleistung ringsum, ihren verbesserten Lebensstandard, die Geborgenheit auch, die ihnen ihr Staat bei allen Kümmerlichkeiten und Kümernissen bietet, die menschliche Wärme.»

Genau das hat die westdeutsche Salonlinke den Mauerstürmern 1989 übelgenommen: dass sie nicht mehr im besseren Deutschland leben wollten. Die Wiedervereinigung galt in der Bundesrepublik schon lange als «ewiggestrig», als rechtsreaktionärer Traum alter Krieger. Und nun wollten die DDR-Bürger all die schöne

menschliche Wärme wegwerfen für Dutzende verschiedener Sorten Jogurt?

Manch einer im polit-medialen Zirkus wähnt die AfD kurz vor der Machtübernahme, übersieht aber grosszügig, dass es vielmehr in der Partei Die Linke Personal mit handfesten Erfahrungen in autoritärer Machtausübung gibt. Die Linke ist nicht nur rechtlich Nachfolgerin der SED, sie ist es in vieler Hinsicht inhaltlich und noch immer personell. Heute bekommt sie Beifall, wenn sie ehemalige Bürgerrechtler als ewige Nörgler verspottet.

Beifall von der richtigen Seite

Ach, der Beifall. Der Beifall von der falschen Seite. Die Schauspieler von #allesdichtmachen mussten sich anhören, dem Beifall vom Gottseibeius, von der AfD, von den «Rechten» also, nicht vorgebeugt zu haben. Oho! «Du arbeitest damit dem Klassenfeind in die Hände», hiess das einst – egal, ob einer die Wahrheit gesagt hatte. Und wie im stalinistischen Schauprozess taten einige von ihnen zerknirscht Busse – todtraurig, dass freie Menschen sich so unter Druck fühlen, dass sie glauben, sich so etwas antun zu müssen.

Natürlich kann man das vereinigte Deutschland nicht mit der DDR gleichsetzen. Doch wer den Ruf «Wehret den Anfängen!» ernst nimmt, sollte das auch jetzt tun. Noch nie in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland hat es derart massive Eingriffe in die Grundrechte der Bürger gegeben. Nur zu deren Schutz? Ach was. Grundrechte heissen so, weil sie nicht verhandelbar sind, egal, wie edel das Motiv für ihre Einschränkung sein mag. Edel sind alle Motive totalitären Handelns, stets will man das Beste für die Menschheit, das Klima oder gleich die ganze Welt – und dafür seien alle Mittel recht.

Ganz ehrlich: Ohne die Spürnasen mit DDR-Hintergrund würde ich mich einsam und verloren fühlen im neuen Deutschland.



Cora Stephan ist eine deutsche Schriftstellerin. Zuletzt erschienen von ihr der Roman «Margos Töchter» und das Sachbuch «Lob des Normalen».

Trayvon Bromell sprintet aus Usain Bolts Schatten

100 Meter Pech müssen einmal enden:
Dem Athleten aus Florida gelingt das Comeback des Jahres.

Peter Hartmann

Er hatte ihn fast zum Greifen nahe. Keine zwei Schritte trennten ihn damals, im Jahre 2015, im 100-Meter-Final der Leichtathletik-Weltmeisterschaften im Vogelnest-Stadion in Peking vom jamaikanischen Giganten Usain Bolt, dem schnellsten Mann der Welt.

Trayvon Bromell, ein Zwerg von 1,75 Zentimetern unter diesen rasenden Muskelpaketen, gewann die Bronzemedaille. Ein Jahr danach, in Rio bei den Olympischen Spielen, ging es fataler aus. Bromell wurde Achter und Letzter. Und in der Sprint-Staffel stürzte er sich als Schlussmann des US-Teams noch als vermeintlicher Dritter ins Ziel, doch die Amerikaner wurden wegen eines vorangegangenen Wechselfehlers disqualifiziert. Bromell wälzte sich vor Schmerzen, und auf dem Scanner im Sanitätsraum zeigte sich eine lädierte Achillessehne.

361 Sonnentage

Es war seine letzte erinnernswerte Vorstellung auf lange Zeit. Ein Comeback-Versuch 2017 misslang. Er blieb katalogisiert als vom Schicksal gezeichnetes Wunderkind im langen Schattenwurf des Superstars Bolt (dessen Weltrekord: 9,58 Sekunden, gelaufen 2009 in Berlin). Und kaum jemand konnte noch vermuten, dass, wie hiess er doch?, Bromell, der drahtige Junge aus Florida, als erster Siebzehn-

jähriger die 100 Meter unter 10 Sekunden gelaufen war, in 9,97, mit Windunterstützung sogar 9,77 Sekunden, weit schneller als Bolt im gleichen Alter.

Sein Heimatort Saint Petersburg, Florida, 270 000 Einwohner, war 1888 durch einen Münzwurf zwischen den beiden Gründervätern zur Namenskopie der russischen Zarenmetropole geworden. Als berühmtester Sohn der Stadt gilt der Beat-Schriftsteller Jack Kerouac («On the Road»), untypisch für eine

Er erlitt Knochenbrüche wie andere Kinderkrankheiten.

Retraite für Rentner mit 361 Sonnentagen im Jahr. Aber mit schwierigen Aussenquartieren, wo die Alleinerziehende Shri Sanders die vier Kids durchbrachte und vom Vater ausser dem schönen Namen Cashmere Bromell nichts kam. Trayvon (bedeutet der Dritte) war bereits als kleiner Junge ein Perpetuum mobile: «Ich erinnere mich, dass ich schon mit vier an nichts anderes dachte, als zu laufen.» Und immer das Unglück hart an den Fersen.

Der Blitz war überall

Er erlitt Knochenbrüche wie andere Kinderkrankheiten: Bei einem Salto mortale rückwärts war es das linke Knie, ein Jahr später wiederholte sich das Pech beim Basketballspielen mit dem rechten. Er brach sich zudem das Handgelenk und, als er beim Lauftraining aus dem Startblock schnellte, die Hüfte.

Halt und Glück des Jungen mit den Glas-knochen war eine Nachbarin, die Sportlehrerin Garlynn Boyd, eine ehemalige Kugelstösserin, die für ihn eine Art zweite Mutter wurde, auch dann noch, als sie wegen einer schweren Diabetes ein Bein verlor und an den Rollstuhl gefesselt blieb. Der Jugendklub, den sie führte, hiess Lightning Bolt TC, Bolt der Blitz war überall.

Bromells Leben änderte sich grundlegend, als er nach dem Highschool-Abschluss das



Wie neugeboren: Wunderkind Bromell.



grosse Los zog, ein Stipendium der Baylor University in Waco, Texas, einer der renommiertesten Talentschmieden der US-Leichtathletik, wo schon die Olympiasieger Michael Johnson und Jeremy Wariner studiert hatten.

Der kleine Talentbolzen Bromell reüssierte auf Anhieb, und mit achtzehn, als er volljährig wurde, erhielt er einen hervorragend dotierten Profi-Vertrag des Ausrüsters New Balance. Er atmete jetzt Sicherheit, sozial und

Seine via dolorosa begann damals in Rio mit dem Sturz ins Ziel. Es war ein Fall ins Bodenlose.

auf dem sportlichen Terrain. «Ich hatte keine Träume», sagte er in einem Interview mit dem Fachmagazin *Track and Field News*. «Wenn du rauskommst aus der Highschool, landest du vielleicht hinter einem Bankschalter oder als Verkäufer bei Walmart. Ich war glücklich. Ich bin keiner, der Tänze und verrückte Dinge aufführt vor und nach dem Start.» Eine klare Abgrenzung vom unwiderstehlichen Massenunterhalter, vom Clown, Artisten und Bahnbrecher Bolt, der ihn nie beachtete.

Sprechstunden beim Psychiater

Seine *via dolorosa* begann damals in Rio mit dem Sturz ins Ziel, in Wirklichkeit war es der Fall ins Bodenlose. Die Achillessehne heilte nie aus. Es folgten Operationen, Therapien, tastende Neuanfänge, immer wieder neue Verletzungen, Sprechstunden beim Psychiater, ein Teufelskreis ohne Ausweg, Selbstmordgedanken. Sein Unglück blieb verborgen, sein Name geriet rasch in Vergessenheit.

Aber Bromell wusste, dass auch Bolt anfänglich mit unzähligen Blessuren zu kämpfen hatte. Er begab sich vor zwei Jahren sogar auf Pilgerreise in die Höhle des Löwen nach Kingston, Jamaika, wo der inzwischen zurückgetretene Usain Bolt lebt, und vielleicht erhoffte er sich, eine Art Gesundbrunnen zu erleben auf der Karibikinsel (wo, wie wir heute wissen, praktisch keine Dopingkontrollen stattfanden, was auch Bolt belastet, der seine Karriere 2017 beendete). Nach fünfzig Metern humpelte Bromell von der Bahn. Doch es zeigte sich, dass die Sehne intakt geblieben war und, vorläufig letzte Diagnose, ein Knochensporn die Ursache der dauernden Probleme sein könnte. Wieder Operation.

Trayvon Bromell ist ein gläubiger Christ, an seinem Halsband baumelt ein goldenes Kreuz. Er vertraut Menschen. Er traf in Kanada den Coach Rana Reider, eine Art Wanderprediger, der Athleten und Athletinnen rund um den Globus aufbaut und in Florida eine Filiale unterhält, den Tumbleweed Track Club, benannt nach einer sozialen Hilfsorganisation. Nach den Plänen des Gurus begann Bromell

wieder zu trainieren zu Hause in Saint Petersburg. Die schleppenden Jahre in Texas hat er genutzt, um sein Studium mit einem Master's Degree in Sport, Marketing und Management abzuschliessen, und er hat die Fotografie entdeckt, vielleicht sein Beruf in der Zukunft.

Manager mit schnellen Füßen

Bromells Name tauchte letztes Jahr wieder in den Resultatlisten auf. Im Juli trommelte er die 100 Meter wie neugeboren in 9,90 Sekunden herunter. Aber einige Wochen zu spät, dass es seine geliebte frühere Trainerin Garlynn Boyd noch hätte erfahren können; sie war an Covid-19 gestorben. Die Olympischen Spiele in Tokio, sein heimliches Ziel, wurden wegen der Corona-Pandemie um ein Jahr verschoben. Und sie bleiben weiterhin in der Schwebel.

Hundert Meter Pech müssen einmal enden. Trayvon Bromell ist auferstanden, er hat am 1. Mai in Jacksonville mit der diesjährigen Weltbestzeit von 9,88 Sekunden ein vitales Lebenszeichen gesetzt. Und der Impresario, der seine Karriere jetzt vermarktet, kennt sich aus mit schnellen Füßen: Ricky Simms war schon der Manager von Usain Bolt.

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
[vz.ch.com/merkblatt-pensionierung](https://www.vz.ch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch



Marionette Mensch

Kaffee oder Tee? Immer mehr Wissenschaftler glauben, dass wir nicht einmal Herr solch banaler Entscheidungen sind. Ist der freie Wille eine Illusion?

Wolfgang Koydl

Vielleicht sollte man diesem Artikel einen Warnhinweis voranstellen. Denn die Schlussfolgerungen könnten bei manchen Lesern Entsetzen, Empörung oder gar Verzweiflung auslösen, reissen sie doch das ganze Gebäude der Zivilisation, ja des menschlichen Zusammenlebens ein. Schuld und Sühne, Lob und Zuspruch, Liebe, Freundschaft und Wohltätigkeit – alles wäre Schall und Rauch, pure Illusion.

So wie der freie Wille, die Überzeugung, dass wir Herr unserer Entscheidungen und damit für unsere Handlungen verantwortlich sind. Denn eine immer grössere Zahl von Naturwissenschaftlern, Philosophen und Psychologen kommt zum Schluss, dass selbst die banalsten Entscheidungen fremdbestimmt sind. Damit könnte niemand für etwas haftbar gemacht werden, aber auch gute Taten wären keine bewussten Entscheidungen und somit wertlos.

Unveränderliche Gesetze

Nach Überzeugung dieser Wissenschaftler ist das Leben eine Kausalkette, eine Abfolge von Ursachen und Wirkungen, die ihrerseits wieder die Ursachen für die nächsten Konsequenzen sind. Jedes Ereignis ist die Folge eines früheren Ereignisses, dem seinerseits ein Ereignis zugrunde lag. Denkt man dies logisch zu Ende, reicht die Kette zurück bis zum Urknall, zum Ursprung des Universums. «Determinismus» heisst diese Denkschule, weil alle Aktionen determiniert, bestimmt sind.

So hängt auch die banale Frage, ob man Tee oder Kaffee wählt, von zahlreichen Gründen ab, auf die wir keinen Einfluss hatten: dem Ort, an dem wir aufgewachsen sind, von der Erziehung, von Geschmackspräferenzen (haben sich Broccoli-Liebhaber jemals bewusst für dieses Gemüse entschieden?) und den Genen, die wir von den Eltern ungefragt erhalten haben, die sie wiederum von ihren Eltern bekamen. «Deine Entscheidung kommt aus der Dunkelheit früherer Ursachen, die du, der bewusste Zeuge deiner Erfahrungen, nicht hervorgebracht hast», beschreibt es der

Neurowissenschaftler und Philosoph Sam Harris. Wissenschaftler anderer Fächer sekundieren: Nach Ansicht des Evolutionsbiologen Jerry Coyne schliessen die Naturgesetze einen freien Willen aus: Das Gehirn sei ein organisches System und folge diesen unveränderlichen Gesetzen. Der Allround-Denker Yuval Noah Harari hält die menschliche Entscheidungsfreiheit für einen «anachronistischen Mythos». Und schon Arthur Schopenhauer befand: «Der Mensch kann wohl tun, was er will, aber er kann nicht wollen, was er will.»

Unterstützung kommt von Neurowissenschaftlern, seitdem diese die Hirnaktivität messen können. Bekannt wurden die Experimente des amerikanischen Physiologen Benjamin Libet, der nachwies, dass sich das Gehirn selbsttätig für eine Handlung entscheidet – bis zu einer halben Sekunde früher als zum Zeitpunkt, zu dem wir glauben, sie zu treffen. Selbst die an der Aktion beteiligten Muskeln sind längst vorbereitet, wenn wir endlich den Gedanken fassen. Harris fasst es prägnant zusammen: «Wir können ebenso wenig unserem Gehirn befehlen zu denken, wie wir unserem Herz befehlen können zu schlagen.»

Aber kann sich der Mensch nicht – allein mit Willensstärke – verändern? Eine Diät durchhalten, Sport treiben, dem Alkohol entsagen? Harris hat auch hier eine Antwort: Nur wer

schon die entsprechende Persönlichkeit hat, kann seine Persönlichkeit auch ändern. Und mit dieser Persönlichkeit wurde man geboren, sie ist das Ergebnis einer langen Reihe von Fakten genetischer und äusserer Einflüsse.

Kritik am Determinismus kommt von der Quantenmechanik. Sie hat entdeckt, dass Abläufe im subatomaren Bereich nicht nach Gesetzmässigkeiten, sondern zufällig ablaufen. Damit aber ist die Kausalkette durchbrochen. Doch für Harris und seine Kollegen verfängt diese Argumentation nicht: «Auch wenn unsere Entscheidungen ein Produkt des Zufalls sind, sind wir nicht für sie verantwortlich.»

Am gefährlichsten Punkt

Hier rührt Harris an den gefährlichsten Punkt der Debatte über den freien Willen – die Konsequenzen, die ein Abschied von diesem Konzept bedeuten würde. Denn damit wäre jede menschliche Handlung, egal, ob gut oder böse, bar jeglicher moralischen Grundlage. Verbrecher könnten nicht für ihre Taten belangt werden, wenn sie dafür nicht verantwortlich gemacht werden können. Absurd? Und wie urteilen wir über einen Mörder, der seine Taten verübte, weil ein Hirntumor seine Persönlichkeit veränderte?

«Niemand hat sich selbst herbeigeführt», meint der Philosoph Bruce Waller. «Niemand hat sich seine Gene oder die Welt, in die er geboren wurde, ausgesucht. Deshalb trägt niemand letztlich die Verantwortung dafür, wer er ist und was er tut.» Mit anderen Worten: Mit Hitlers Genen und Hitlers Erziehung kann jeder Hitler werden.

Bei diesem Gedanken öffnet sich aber ein ethisch-moralischer Abgrund, und wer zu tief in ihn blickt, dem wird schwindlig. Der israelische Philosoph Saul Smilansky empfiehlt daher, dass nur Eingeweihte dieser «dunklen und furchtbaren Wahrheit ins Auge» sehen dürften. Der Rest der Menschheit solle an der «Illusion» des freien Willens festhalten: «Wenn die Wahl besteht zwischen dem, was wahr ist, und dem, was gut ist, dann muss die Wahrheit weichen – um der Gesellschaft willen.»



„Aber Frau Lehrerin – ich habe wirklich nicht abgefueckt...“

BRIEF AUS TEL AVIV

Pierre Heumann



Die Angriffe der Islamisten aus Gaza kamen überraschend. Zu Beginn der letzten Woche war es in Tel Aviv noch friedlich und vergnüglich. Wir genossen in Restaurants, am Strand oder im Theater das neue Post-Corona-Zeitalter. Es war, als hätte es die Epidemie nie gegeben.

Dann, am 10. Mai, heulen die Sirenen ein erstes Mal. Seither sind aus dem Küstenstreifen mehr als 3350 Raketen auf Israel abgefeuert worden. Bei Alarm bleiben uns nur ein paar Sekunden, um an einen Ort zu flüchten, an dem wir den Einschlag von Raketen unversehrt überstehen können.

Am sichersten ist es im Luftschutzkeller oder in der Wohnung, im «mamad», dem Panikraum mit seinen verstärkten Wänden, einer gepanzerten Tür und bruchsicheren Fenstern. Darüber verfügen wir persönlich nicht, da wir in einem Haus aus den 1970er Jahren wohnen, als ein «mamad» noch nicht gesetzlich vorgeschrieben war. Deshalb mutiert für uns, als zweitbeste Lösung, das Treppenhaus zum Bunker.

Im Treppenhaus treffen wir – die Sirenen heulen noch – Nachbarn, denen wir sonst nur im Lift begegnen. Das ist ja an sich ganz nett. Wäre es nicht nach Mitternacht.

Krieg ist Krieg, sagen wir uns. Und hören auf die Signale, die von draussen zu uns dringen. Ein Knall kann bedeuten, dass eine Rakete über unseren Köpfen abgefangen und zerstört wurde oder dass ein Teil des Geschosses irgendwo in der Nachbarschaft niedergegangen ist. Genaues weiss man nicht. Medien berichten zwar live. Aber präzise geografische Informationen sind tabu, um der Hamas keine Informationen über den Erfolg ihrer Aggression zu liefern.

Das mobile Raketenabwehrsystem «Iron Dome» fängt zwar rund 85 Prozent der Geschosse ab. Was aber ist mit den übrigen 15 Prozent? Auch die Teile der in der Luft zerstörten Raketen, die auf Israel niederprasseln, sind lebensgefährlich. Auf dem Handy haben wir die App «Red Alert» installiert. Sie zeigt in Echtzeit an, welche Städte bedroht sind, Sirenentöne inklusive. Bei einem Spaziergang durch Tel Aviv oder beim Fahren ertappe ich mich dabei, wie ich unablässig auf der Suche nach dem sichersten Platz bin, um mich im Ernstfall vor den Raketen zu schützen.

Die Islamisten verfügen über ein schier unbegrenztes Arsenal an Geschossen. Ohne Unterstützung des Iran hätte die Hamas diese Aufrüstung nicht geschafft. Wichtigster Verbindungsmann war der iranische General Qasem Soleimani, der im Januar bei einem US-Angriff gezielt getötet wurde. Er hatte den Transfer der Waffen persönlich überwacht. In den Nahen Osten gelangten die Einzelteile der iranischen Kriegsprodukte bis vor einem Jahr über Eritrea und den Sudan. Dort wurden sie zusammengebaut und über den Sinai in den Gazastreifen geschmuggelt. Seit im Sudan aber ein Regime an der Macht ist, das seine Beziehungen zu Israel und den USA normalisieren will, haben die Palästinenser ihre Eigenproduktion gesteigert, weil Khartoum den Terroristen nicht mehr hilft. Dank Soleimani sind die Islamisten im Küstenstreifen in der Lage, die Raketen selber herzustellen. 90 Prozent sind «made in Gaza».

In westlichen Medien lese ich gutgemeinte Ratschläge, wie der Konflikt mit der Hamas zu lösen wäre. Israel solle die Grenze zum Gazastreifen öffnen, dann wäre das Grundproblem, die Armut, beseitigt. Doch die Palästinenser

haben trotz der hermetischen Abriegelung des Küstenstreifens ihren tödlichen Ausstoss steigern können, was zeigt: Die Palästinenser sind bewundernswert erfinderisch, ihre Industrie wächst trotz Abriegelung. Nur leider nicht auf Gebieten, die der Bevölkerung in Gaza zugutekommen. Während in Europa an Kundgebungen «Free Palestine» skandiert wird, frage ich mich im «mamad», wer die Palästinenser in Gaza von der Hamas-Diktatur befreit. Statt Schulen und Spitäler zu bauen, versenken die Terroristen das Baumaterial in einem Netzwerk von Tunneln, in denen sie ihre Raketen und Abschussrampen lagern.

Die Sirenen und Explosionen können einem ganz schön Angst machen. Israelis wären aber keine Israelis, würden sie sich nicht mit Witzen über Raketen der Islamisten helfen, die Angst zu überwinden. Wenn Nervosität in der Luft liegt, ist Humor erleichternd und relativiert die Gefahr. Als am Samstag nach einem Alarm der Strand von Tel Aviv im Nu leer war, weil die Sonnenfreunde Hals über Kopf einen sicheren Unterschlupf suchten, empfahl ein Humorist auf Twitter, bei der nächsten Corona-bedingten Ausgangssperre ebenfalls die Sirenen aufheulen zu lassen. Nachdem eine Rakete unweit eines Ikea-Lagers eingeschlagen war, fragte man sich, was das solle, wo die Möbel doch eh nur aus Einzelteilen bestehen. Eine andere Pointe zielt auf die Superreichen in der Tel Aviver Vorstadt Savyon, wo sich der Vater angeblich in den Gäste-«mamad» zurückgezogen habe. Weil die Hamas ihre Salven effekthascherisch oft mit einer Zeitangabe ankündigt, die sie dann auch einhält, witzelt Israel, dass die Islamisten, im Gegensatz zu den Politikern in Jerusalem, ihre Versprechen einhalten.

Leadership mit Napoleon

Seine Männer folgten ihm überall hin.
Was war sein Erfolgsgeheimnis?

Andrew Roberts

Am 13. Juni 1793 ging der 23-jährige Leutnant Napoleon Bonaparte, um politischen Wirren auf Korsika zu entkommen, in Toulon an Land – ein mittelloser Flüchtling, der kaum Freunde hatte. Sechs Jahre später war er Erster Konsul und Alleinherrscher in Frankreich und noch einmal fünf Jahre später Kaiser der Franzosen und Führer der mächtigsten Nation auf dem europäischen Kontinent. Wie hatte er das geschafft?

Natürlich spielten glückliche Umstände eine Rolle. Bei Ausbruch der Französischen Revolution 19 Jahre alt, machte er in der Armee rasch Karriere und wurde schon mit 24 Jahren General – nicht zuletzt deswegen, weil die Aristokraten, die bislang die Offiziere gestellt hatten, entweder ins Exil gegangen oder hingerichtet worden waren. Hinzu kamen sein Gespür für den richtigen Zeitpunkt und seine grosse Härte – bei der Niederschlagung des Aufstands der Royalisten 1795 in den Strassen von Paris fanden 300 Franzosen den Tod. Letztlich aber beruhte sein Erfolg auf seiner Führungsstärke, die ihn, wie Winston Churchill schrieb, zum «grössten Mann der Tat in Europa seit Julius Cäsar» machte.

Nur sieben Niederlagen

Der Vergleich mit Cäsar war durchaus angemessen, denn Napoleon hatte sich intensiv mit historischen Vorbildern auseinandergesetzt und sie studiert. Von früh an eine unersättliche Leserratte, verschlang er die Biografien in der umfangreichen Bibliothek seines Vaters auf Korsika und an den Kadettenanstalten, die er schon als Neunjähriger besuchte. Er sah sich, jedenfalls punkto militärischer Vorherrschaft in Europa, sogar als direkter Nachfahre von Julius Cäsar und Alexander dem Grossen. Bei den meisten Menschen würde man darin einen Ausdruck von Grössenwahn sehen, doch heutzutage gilt Napoleon tatsächlich als einer der bedeutendsten Feldherren der Geschichte, neben Alexander, Cäsar, Hannibal, dem Herzog von Marlborough, Gustav Adolf und Friedrich dem Grossen.

Napoleon besass die bemerkenswerte Gabe, die Männer seiner Grande Armée so sehr zu inspirieren, dass sie ihm buchstäblich überallhin

folgten – nach Ägypten, in fast jede europäische Hauptstadt, ja sogar bis in die Weite des winterlichen Zarenreichs. «Meines Erachtens interessieren sich die Franzosen nicht für Freiheit und Gleichheit, ihnen ist nur eines wichtig: Ehre», sagte er. «Der Soldat strebt nach Ruhm, Auszeichnung, Belohnung.» Seine tapfersten Truppen belohnte er grosszügig mit Orden, Pensionen, Beförderungen, Grundbesitz und Adels-

Er sah sich als direkter Nachfahre von Julius Cäsar und Alexander dem Grossen.

titeln, zwei seiner Marschälle machte er sogar zu Königen. Er gründete die Ehrenlegion, in die verdiente Soldaten und Zivilisten aufgenommen werden sollten.

Es half, dass er gern bei seinen Männern war, mit ihnen scherzte, Erinnerungen austauschte und sich über Verpflegung, Unterbringung und Einsatzbedingungen informieren liess. «Berichtet mir freimütig von euren Bedürfnissen», erklärte er etwa dem 17. Regiment, «verschweig mir nicht, wenn ihr Anlass zu Klagen über eure Vorgesetzten habt. Ich bin hier, damit alle ihr Recht bekommen, und besonders die Schwachen haben Anspruch auf meinen Schutz.» Im Gegensatz zu vielen zeitgenössischen Feldherren meinte er das ehrlich. Wenn seine vorrückenden Truppen Mittagspause machten, luden er und sein Generalstabschef Marschall Berthier die Adjutanten ein, mit ihnen zu speisen, und Na-

poleon kümmerte sich stets darum, dass seine Wachsoldaten mit Wein von seinem Tisch versorgt wurden.

Es half auch, dass er ein ausgezeichnetes Gedächtnis für Gesichter und Namen hatte. Untergebene fühlen sich immer geschmeichelt, wenn sie vom Chef wiedererkannt werden – damals wie heute. «Ich stellte ihm drei Deputierte aus dem Wallis vor», notierte Napoleons Innenminister Jean-Antoine Chaptal in seinen Memoiren. «Bei einem erkundigte er sich nach seinen beiden Töchtern. Dieser Deputierte berichtete mir, dass er Napoleon nur einmal begegnet war, am Fusse der Alpen, auf dem Weg nach Marengo. Wegen Schwierigkeiten mit der Artillerie, fügte der Deputierte hinzu, habe Napoleon just vor seinem Haus haltgemacht; er tötete den beiden Mädchen den Kopf, bestieg sein Pferd, und seitdem hätten sie sich nicht mehr gesehen.» Dieser Vorfall hatte sich zehn Jahre zuvor ereignet.

Napoleons Proklamationen und Tagesbefehle inspirierten seine Männer – verfasst in einer Sprache, die heute vielleicht ein wenig pathetisch wirken mag, aber für die einfachen Bauern, die im 18. Jahrhundert die grosse Mehrheit der Armeen stellten, hatte sie etwas Majestätisches. «Soldaten», rief er seinen Truppen am Morgen der Schlacht bei den Pyramiden zu, «denkt daran, dass von diesen Monumenten vierzig Jahrhunderte auf euch herabblicken.» Er konnte seine Soldaten auch mit Worten anspornen, beispielsweise die Grenadiere, die in der Schlacht von Lodi, während seines ersten Feldzugs, sich anschickten, die lange, schmale Brücke über die Adda zu erstürmen. «Man muss die Seele ansprechen», sagte er später über diese Situation, «nur so kann man die Männer begeistern.»

Er konnte aber auch streng sein. Generäle müssen sich mit Massenpsychologie auskennen, und Napoleon wusste, dass Beschämung genauso gut funktionierte wie Lob und Auszeichnungen. «Soldaten des 39. und 85. Infanterieregiments», beschied er einmal zwei Verbänden, die während einer Schlacht 1796 weggelaufen waren, «ihr seid nicht mehr geeignet, der französischen Armee anzugehören. Ihr habt weder Disziplin noch



Mut bewiesen. Ihr habt dem Feind die Möglichkeit gegeben, euch aus einer Stellung zu vertreiben, in der eine Handvoll tapferer Männer eine Armee hätte aufhalten können. Der Chef des Generalstabs wird auf euren Fahnen die Inschrift anbringen lassen: «Diese Männer gehören nicht mehr der Italien-Armee an.»» Mit seinem ausgeprägten Gespür dafür, was militärische Verbände stärkte, aber auch demoralisierte, war er überzeugt, dass beide Regimenter, derart gedemütigt, künftig noch härter und entschlossener kämpfen würden.

Der Schweizer Militärhistoriker General Antoine-Henri Jomini, der während der Napoleonischen Kriege in der französischen und in der russischen Armee diente, wies beeindruckt darauf hin, dass Napoleon wusste, «dass man dem Feind nicht allzu grosse Verachtung entgegenbringen darf, denn sollte man auf hartnäckigen Widerstand stossen, würde das die Moral der Truppe schwächen». Während des Feldzugs gegen Preussen 1806 äusserte Napoleon sich einmal sogar anerkennend über die feindliche Kavallerie, betonte aber zugleich, dass sie «nichts gegen eure Bajonette auszurichten vermag!». Auch privat konnte er überaus charmant sein: «Mein Vertrauen in Sie ist so gross wie meine Anerkennung für Ihre militärischen Talente, Ihren Mut und Ihr Eintreten für Ordnung und Disziplin», schrieb er Marschall Bessières. Er besass überraschend viel Witz und ironischen Humor. Kein Wunder also, dass seine Führungsmethoden, seine Strategien und Taktiken noch heute an vielen Militärakademien weltweit unterrichtet werden.

Sein militärisches Genie gründete auf der erstklassigen Ausbildung an der Kadettenschule in Brienne und an der Militärakademie in Paris, auf fleissigem Studium von Theorie und Praxis der Kriegführung, auf grossem Ehrgeiz und der Kühnheit, die er immer wieder auf dem Schlachtfeld bewies – ganz besonders während des ersten Italien-Feldzugs 1796/97 und in der Schlacht bei Montmirail im Februar 1814. Nach einem Wort des Herzogs von Wellington sei Napoleons blosse Anwesenheit auf dem Schlachtfeld 40 000 Mann wert.

Zwar hatte sich in den hundert Jahren seit dem Spanischen Erbfolgekrieg erstaunlich wenig an den verfügbaren Waffen geändert (Kanone, Steinschlossgewehr, Bajonett), aber Napoleon führte in seinen Feldzügen eine taktische Neuerung ein, die die Kriegführung grundlegend revolutionierte. Gemeint ist das sogenannte Korpsystem, und obwohl Napoleon nicht der eigentliche Erfinder war (Militärtheoretiker hatten dieses Konzept schon in den 1770er Jahren beschrieben), so war er doch der erste General, der den Mut und die Weitsicht besass, diese Idee



Meister der Inspiration: Herrscher Napoleon.

umzusetzen und zu beweisen, dass sie in Theorie und Praxis funktionierte. Um 1812 wurde das Korpsystem bereits von allen europäischen Armeen angewendet, doch perfektioniert wurde es von Napoleon. Seit dem Italienfeldzug 1796/1797 teilte Napoleon seine Armee in Korps ein – gewissermassen Mini-Armeen –, was ihm die Möglichkeit gab, getrennt zu marschieren, aber mit vereinten Kräften zu kämpfen. Jedes Korps

Napoleon wusste, dass Beschämung genauso gut funktionierte wie Lob und Auszeichnungen.

verfügte über Infanterie, Kavallerie, Artillerie, einen Stab sowie Sanitäts- und Versorgungseinheiten, die unabhängig voneinander operieren konnten. Die verschiedenen Korps, meist befehligt von einem Marschall, waren einen Tagesmarsch voneinander entfernt, und dank rautenförmiger Formation konnte jedes Korps binnen kürzester Frist eine rückwärtige oder vorgeschobene Position einnehmen oder sich als Reserve bereithalten, je nach Bewegung des Feindes. Sobald ein Korps den Feind in einer Stellung «fixiert» hatte, wurde es am Tag der Schlacht von anderen Korps verstärkt, wobei der Feind oft an der Flanke angegriffen oder vollständig umstellt wurde. Die Liste der Schlachten, in denen Napoleon diese Taktik erfolgreich anwendete, ist viel zu lang, als dass sie hier einzeln aufgeführt werden könnte. Dass er einige Schlachten fast verloren hätte (wie etwa die bei Marengo), lag daran,

dass die Korps zu weit voneinander entfernt waren.

Natürlich war Napoleon nicht perfekt. Um Grossbritannien an den Verhandlungstisch zu zwingen, verhängte er eine Blockade und stellte sich damit gegen das neue Prinzip des Freihandels. Das führte zum verhängnisvollen Iberischen Feldzug 1808 und zum Russland-Feldzug 1812, der ebenfalls in einer Katastrophe endete. Gleichwohl konnte Napoleon 46 von 60 Schlachten siegreich für sich entscheiden; nur sieben waren Niederlagen, sieben gingen unentschieden aus.

Eine genaue Inaugenscheinnahme der Schlachtfelder (ich habe 54 besucht) ergibt, dass er unter den verschiedensten Bedingungen seine Truppen zum Sieg führen konnte – ob er angriff oder verteidigte, ob er stärker oder schwächer war als der Feind, ob er belagerte oder in offenem Terrain antrat, von rechts oder links oder in der Mitte, in jedem Gelände und bei jedem Wetter.

Viele Sorgen

Die wichtigste Lektion in Sachen Führung, die wir Heutigen von Napoleon lernen können, ist, dass es darauf ankommt, sich jederzeit auf die aktuell wichtigen Dinge zu konzentrieren. Genau diese Fähigkeit erlaubte es ihm, die Kontrolle über sein Reich in ganz erstaunlicher Weise auszuüben.

Am Vorabend der Schlacht von Borodino, 1812, etwa plagten Napoleon viele Sorgen. Es sollte die bislang verlustreichste Schlacht der Geschichte werden, ja die blutigste bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs ein Jahrhundert später – das Äquivalent eines vollbesetzten Jumbojets, der alle fünf Minuten während der insgesamt zehnstündigen Schlacht über einem zehn Quadratkilometer grossen Gebiet abstürzt und dessen Passagiere ums Leben kommen oder verwundet werden. Trotzdem war Napoleon imstande, den Lehrplan für ein Mädcheninternat in St-Denis bei Paris zu diktieren, das er für die Töchter der Mitglieder der Ehrenlegion gründen wollte. Sechs Wochen später im Kreml (den die Russen während der französischen Besatzung niederzubrennen versucht hatten) – und mehr oder weniger abgeschnitten vom fernen Paris – entwarf er neue Statuten für die Comédie-Française.

Kein Wunder also, dass Wellington auf die Frage, wen er für den bedeutendsten Heerführer seiner Zeit halte, antwortete: «In der Gegenwart, in der Vergangenheit, in jeder Epoche – Napoleon.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

Andrew Roberts ist Historiker und Autor der Biografie «Napoleon the Great», die zu den Standardwerken über Napoleon Bonaparte zählt.

Ich bin unsterblich

Die Mittelmeer-Qualle *Turritopsis dohrnii* lebt den Traum vom ewigen Leben.

Veronika Straass

Ois wead amoi hi, alles geht irgendwann kaputt, sagen die Bayern lakonisch, wenn wieder mal etwas den Geist aufgegeben hat. Gerade auf unseren Körper passt dieser Spruch nur zu gut. Der Meniskus macht Ärger, die Bandscheiben sind eine einzige Baustelle, das Herz schwächelt. Wäre es nicht sagenhaft, wenn man sich bei Bedarf einfach rundum erneuern könnte? Man müsste den ramponierten Körper zurück auf null fahren und nagelneu wie am ersten Tag wieder an den Start gehen lassen. Und weil so ein regenerierter Körper ja nicht altern würde, wäre man tatsächlich unsterblich. Das ewige Leben, der älteste Menschheitstraum, würde Wirklichkeit!

Das, wovon wir noch träumen, hat die Qualle *Turritopsis dohrnii* längst verwirklicht: Die Tiere sind potenziell unsterblich.

Alterungsprozess im Rückwärtsgang

Reiner Zufall war es, dass die unglaublichen Fähigkeiten der winzigen Tiere überhaupt entdeckt wurden. Christian Sommer, ein Student der Meeresbiologie aus Deutschland, hielt sich 1988 an der italienischen Riviera auf, um seine Studien über die Hydrozoa zu vertiefen. «Hydrozoa» heisst eine Gruppierung verschiedenster Nesseltiere, die mit den Seeanemonen verwandt sind und einen höchst spannenden Lebenszyklus haben: Sie beginnen ihr Leben als festsitzender Polyp, der seine Nahrung mit nesselbewehrten Tentakeln aus der Strömung fischt. Von diesen Polypen schnüren sich kleine Quallen ab, die frei umherschweben, sich geschlechtlich vermehren und nach der Fortpflanzung sterben. Die entstandenen Larven suchen sich dann wieder einen Sitzplatz und wachsen zum Polypen heran und so weiter. Der Wechsel von sesshafter zu mobiler Phase war es, den der Student erforschen wollte.

Unter den vielen Hydrozoen, die Christian Sommer täglich mit seinem Planktonnetz aus dem Meer holte und unter dem Mikroskop beobachtete, waren auch Quallen der Art *Turritopsis dohrnii*. Nach einigen Tagen fiel ihm etwas Merkwürdiges an den Winzlingen auf. Seine



Wie stellt sie das an?
Meerestier *Turritopsis dohrnii*.

Turritopsis erwiesen sich als unerwartet langlebig. Normalerweise hätten Hydrozoen in einer Petrischale eine Lebenserwartung von wenigen Tagen. Bei Sommers *Turritopsis* aber schien der Alterungsprozess im Rückwärtsgang abzulaufen. Die Tierchen starben nicht, sondern wurden immer «jünger», bis sie schliesslich das Entwicklungsstadium des Polypen erreicht hatten und ihren Lebenszyklus wieder von vorne begannen.

Sommer war fasziniert von seiner Beobachtung, doch welche Bedeutung sie hatte,

Ein Biologe vergleicht die Qualle mit einem Schmetterling, der sich in eine Raupe zurückverwandelt.

wurde erst zehn Jahre später klar. Einige Biologen in Genua setzten seine Studien an der *Turritopsis* fort und veröffentlichten einen wissenschaftlichen Aufsatz mit dem Titel «Reversing the Life Cycle» (Lebenszyklus im Rückwärtsgang). Dieses winzige Tier schien allen Ernstes dem Tod ein Schnippchen zu schlagen und war quasi unsterblich. Einer der genuesischen Biologen, Ferdinando Boero, verglich die *Turritopsis* sogar mit einem Schmetterling, der sich in eine Raupe zurückverwandelt.

Die grosse Frage «Wie stellt sie das an?» ist erst zum Teil geklärt. So viel ist immerhin bekannt: Die Tiere können ihre Nervenzellen,

ihre Muskel- und Sinneszellen in die Urform, die undifferenzierte Stammzelle, zurückverwandeln. Diese «Urzelle» kann sich wieder zu jedem Typus Zelle spezialisieren.

Man würde nun erwarten, dass ein Organismus mit derart vielversprechenden Eigenschaften die Wissenschaftler magisch anzieht, aber die Forschungsarbeiten über die Unsterbliche sind auffallend dünn gesät. Das liegt nicht zuletzt daran, dass sich die kleine Qualle nur schlecht in Gefangenschaft halten lässt. Allein Professor Shin Kubota von der Kyoto-Universität ist bisher das Kunststück gelungen, die *Turritopsis* nicht nur viele Jahre lang in Petrischalen zu halten, sondern sie sogar zu züchten. Er konnte mit eigenen Augen beobachten, dass seine *Turritopsis*-Kolonie innerhalb von zwei Jahren elfmal eine Wiedergeburt durchlief. Auch dem Gen, das vermutlich immer dann den Rückwärtsgang einlegt, wenn die *Turritopsis* unter Stress steht, ist man auf der Spur.

Genial und gefährlich

Werden wir in absehbarer Zeit todbringende Krankheiten wie den Krebs besiegen können, indem wir ganz einfach Zelldefekte per Wiedergeburt beheben? *Turritopsis*-Experte Kubota ist längst nicht so euphorisch, wie man angesichts der Forschungsfortschritte erwarten würde. Zwar hat er mittlerweile eine eigene Forschungseinrichtung bekommen, doch ein Problem bleibt ungelöst. Es ist der Mensch selbst. Angesichts wuchernder Städte, wachsender Müllberge und vernichteter Natur nun auch noch eine endlos lebende Menschheit?

Kubota hat eine andere Seite an sich entdeckt und komponiert Lieder über die kleine Qualle mit den genialen und gefährlichen Fähigkeiten. Er mahnt nicht noch mehr Forschung, sondern mehr Besonnenheit an: Bevor der Mensch über ewiges Leben nachdenken dürfe, müsse er dringend lernen, sich selbst zurückzunehmen – aber das fällt dem Homo sapiens ungemein schwer.

Veronika Straass ist eine deutsche Biologin und Schriftstellerin.

Schutzhaft de Luxe

So wird jüdisches Leben sichtbar und erlebbar.



Die Gefahr, jemand könnte dem Berliner Innensenator Andreas Geisel, SPD, vorwerfen, er sei für seinen Job überqualifiziert, ist überschaubar. Gäbe es für die Angehörigen des Senats, also der Regierung, «Kopfnoten» wie in einer Schule, würde in seinem Zeugnis der Satz stehen: «Er hat sich immer Mühe gegeben.»

Letzten Montag berichtete der Innensenator vor dem Innenausschuss des Berliner Abgeordnetenhauses über eine antiisraelische Demonstration im Berliner Bezirk Neukölln, die, sagen wir es freundlich, ein wenig aus dem Ruder gelaufen war. Den 3500 Teilnehmern standen 900 «Einsatzkräfte» gegenüber, die «mehrere Stunden brauchten, um die Lage in den Griff zu bekommen» (*Taz*). Dabei wurden 93 Polizisten verletzt und 65 Demonstranten «vorläufig festgenommen». Obwohl es Kundgebungen dieser Art in Berlin schon öfter gegeben hat, schien die Polizei diesmal überrascht zu sein. Sie hatte offenbar nicht mit der Militanz der Berliner Exil-Palästinenser gerechnet. Vor dem Event noch ahnungslos, brauchte der Innensenator keine 36 Stunden, um sich Klarheit über die Klientel zu verschaffen. Die Gewalt sei «nicht von politisch organisierten palästinensischen Gruppen ausgegangen», liess er den Innenausschuss wissen, vielmehr seien es 300 bis 400 «erlebnisorientierte arabischstämmige Jugendliche und junge Männer» gewesen, von denen «eine unglaubliche Aggressivität» ausgegangen sei.

Ja, das hat der Innensenator so gesagt – es waren keine katholischen Pfadfinder, keine Wandervogel aus der Pfalz und keine Austauschschüler aus dem Altmühltal, die in Neukölln eine Hamas-Party feierten, nein, es waren «erlebnis-

orientierte arabischstämmige Jugendliche und junge Männer», unpolitisch und nicht organisiert. Wie hat der Innensenator das so schnell herausgefunden? Festgenommene interviewt, Speichelproben genommen? Oder nur auf sein Bauchgefühl gehört, das ihm zuraunte: «Die wollen nur spielen!» Tröstlich an dieser Geschichte ist, dass Einfalt keine Heimat hat. Sie wohnt Dummen und Klugen inne, Christen und Juden, Armen und Reichen.

Am selben Tag, an dem Andreas Geisel die Mitglieder des Innenausschusses im Berliner Abgeordnetenhaus informierte, gab der Präsident des Zentralrates der Juden in Deutschland, Josef Schuster, der «Tagesschau» ein Interview. Auf die Frage, wie sich die jüdische Gemeinschaft in Deutschland fühle, antwortete er: «Die jüdische Gemeinschaft fühlt sich nicht unsicher, sie fühlt sich nicht unwohl, aber: Sehr wohl ist im Moment erhöhte Aufmerksamkeit geboten...»

Das hätte auch eine Antwort eines Mitglieds von Monty Python auf die Frage sein können, wie er sich so fühlen würde, wenn ihm jemand an der Supermarktkasse eine Pistole an den Kopf hielt: «Nicht unsicher und nicht unwohl, aber wohl wissend, dass im Moment eine erhöhte Aufmerksamkeit geboten ist.»

Der Zentralrat der Juden in Deutschland ist kein demokratisch legitimes Gremium, eher eine Honoratiorenversammlung, die rund hundert jüdische Gemeinden mit etwa 100 000 Mitgliedern «repräsentiert». Wichtigste Aufgabe des Zentralrates ist es, dafür zu sorgen, dass der gute Ruf der Bundesrepublik nicht beschädigt

wird. Er darf Kritik üben, aber immer mit Mass und Mitte. Dafür wird er von der Bundesregierung generös gefördert. Nur wenn er den Ast, auf dem er sitzt, absägen möchte, würde es Präsident Schuster wagen zu sagen, dass sich die Juden in Deutschland fühlen wie Goldfische in einem Piranha-Becken.

Angst ist ihr ständiger Begleiter, und nicht erst seit gestern. Während deutsche Politiker nicht müde werden zu verkünden, wie glücklich sie darüber sind, dass jüdisches Leben in Deutschland wieder blüht und gedeiht, müssen jüdische Gotteshäuser, Schulen, Altersheime und Kindergärten rund um die Uhr bewacht werden. Das ist kein Leben, das ist Schutzhaft de luxe.

Wären die Juden ebenso «erlebnisorientiert» wie die militanten Palästinenser, würden sie diese Art der Sonderbehandlung möglicherweise als etwas Positives empfinden. Und manche tun es auch. Der Zentralrat hat das Jahr 2021 zu einem «Festjahr» des jüdischen Lebens in Deutschland erklärt, denn: «Im Jahre 2021 leben Jüdinnen*Juden nachweislich seit 1700 Jahren auf dem Gebiet des heutigen Deutschlands» – eine Formulierung, die dem Umstand Rechnung trägt, dass es vor 1700 Jahren noch kein Deutschland gegeben hat. Macht nichts: «Ziel des Festjahres ist es, jüdisches Leben sichtbar und erlebbar zu machen und dem erstarkenden Antisemitismus etwas entgegenzusetzen.»

Letztes Wochenende ist das jüdische Leben wieder sichtbar und erlebbar geworden, mit Hilfe «erlebnisorientierter arabischstämmiger junger Männer», die in Neukölln und zwei Dutzend weiteren Städten eine grosse Sause feierten, zu der Juden nicht eingeladen waren.

Gewollt irreführend

Nr. 19 – «Die Wahrheit bin ich»
Beat Gygi über Reto Knutti

Niemand geht auf die Frage ein, was denn die Ursachen für den Klimawandel vor Jahrtausenden waren. Vom Menschen produziertes CO₂ konnte es nicht sein. Es existierten damals weder acht Milliarden Menschen, geschweige denn Giftgase aus Fabrikschlotten oder andere Abgase – aber Klimawandel.

Erich von Däniken, Beatenberg

Sehr auffällig, wie ein ETH-Professor sich vor den Karren des Uno-Klimapakts spannen lässt. Die Voreingenommenheit der Wissenschaft und die generell frappanten Widersprüchlichkeiten der Uno-Organisationen lassen wichtigere gesellschaftspolitische und wirtschaftliche Fragen offen. Zuallererst unterwandern supranationale Vorhaben den nationalen Staat und hebeln seine Institutionen aus, Stellen beim Staat, Bildungseinrichtungen und Volksvertreter werden auf Linie gebracht, und da Medien unkritisch ins gleiche Horn blasen, entstehen neue Interessengruppen und Profiteure, so dass der demokratische Meinungsbildungs- und Informationsprozess zur Farce wird. Angesichts dieser Tatsache ist die Scheinausinandersetzung mit dem CO₂-Klimawandel für künftige Generationen völlig irrelevant.

Luis Frei, Bubikon

Reto Knutti betreibt ärgste Meinungsmanipulation, indem er die Ausdehnung des Aletschgletschers nur ab 1850 zeigt. Tatsächlich sind Daten über die letzten 2000 Jahre vorhanden (Häberli & Holzhauser, 2003, Uni Zürich), und die zeigen, dass der Aletschgl-

scher schon mehrmals genauso schnell abgeschmolzen ist, wie es derzeit geschieht, und 1850 war natürlich das letzte Maximum. Das ist unethisch, unwissenschaftlich und gewollt irreführend! *Peter Flükiger, Genf*

Sensibler Bereich

Nr. 18 – «Staatlich gewollter Organraub»
Editorial von Roger Köppel

Die Situation ist viel ernster als im Artikel beschrieben. Organspender sind nicht verstorben, wie die meisten annehmen. Sie befinden sich in einem Zustand, der früher irreversibles Koma genannt wurde. Tritt die Widerspruchslösung in Kraft, wird jede komatöse Person automatisch potenzielle Organspenderin, sofern ein Hirntod vermutet wird und sie sich nicht ausdrücklich gegen die Organspende entschieden hat. Sie wird eine aggressive Diagnostik über sich ergehen lassen müssen. Schmerzreize mit zunehmender Intensität werden eingesetzt, um die Hirntoddiagnose zu sichern. Steht der Hirntod fest, werden die Organe entnommen, und die Person wird im Operationssaal sterben. Der gesamte Prozess ist eine traumatische Erfahrung für die Angehörigen und vermutlich auch für den Organspender. Wer solche Opfer bringt, sollte sich ausdrücklich dafür entschieden haben. Die Konsequenzen müssen bei einer Entscheidung von dieser Tragweite bekannt sein, inklusive der Tatsache, dass die Organentnahme nicht nach dem Tod erfolgen wird.

Barbara Ruetz, Willisau

Wer schweigt, wird zum Organspender. Woher nehmen die Initianten einer Widerspruchslösung in diesem ethisch sehr sensiblen Bereich die Legitimation? Beschämend, dass davor, nur

weil es um äusserst lukrative Geschäftsfelder geht, nicht haltgemacht wird.

Gudrun Overesch und Jann Barben, Thun

Ein verstorbener Mensch kann nicht als rezyklierbare Körperteildeponie dienen, denn seine Organe sind unbrauchbar. Ein Hirntoter ist kein Toter, geschweige denn eine Leiche. Da stellt sich die Frage, ob bei einer Organspende ein würdevolles Sterben gegeben ist.

Deborah Ess, Zürich

Zunächst scheint mir die Frage, ob die Organentnahme durch eine ausdrückliche Zustimmungslösung geregelt werden sollte, nicht so weltbewegend, als dass man da diverse schwerste Moralkeulen wie Menschenwürde, Freiheit et cetera zu schwingen berechtigt wäre. Die sterblichen Überreste aller Menschen verdienen in unserer Kultur zwar einen respektvollen Umgang, haben aber nicht mehr per se die Rechte eines Subjekts, also auch nicht jenes auf Unversehrtheit. Einem Menschen, der sich zu Lebzeiten bekanntermassen keine Gedanken über den Fortgang nach seinem Tod gemacht hat (das gehört auch zur Freiheit!), geschieht – weder in seinem späteren Andenken noch in der ihm im Leben garantierten Unversehrtheit – ein «staatlicher Übergriff», wenn seinen sterblichen Resten vor der endgültigen «Entsorgung» Organe zu einem allgemein anerkannten Zweck entnommen werden.

Dr. med. Karl Marquardt, Stuttgart (D)

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Hans Kennel (1939–2021)



Ästhetik der kleinen Bewegung: Musiker Kennel.

Am Ende war er wieder bei seinen Anfängen. Mit seinem Partner der ersten Stunde, dem Saxofonisten Bruno Spoerri, mit dem er, kaum zwanzig Jahre alt, im legendären Zürcher Klub «Africana» jammte, erinnerte sich Hans Kennel dieses enthusiastischen Beginns in seiner letzten Band Africana 19+. Nun gilt das Gedenken nicht mehr nur dem mythischen Ort der Schweizer Jazzgeschichte, sondern ihm selbst, der diese Geschichte massgebend mitgeprägt hat. Hans Kennel wurde in den Sechzigern schnell zu einem gesuchten Trompeter, nicht nur in der Schweiz. Sein Ausgangspunkt war der sogenannte Hard Bop. Der gebürtige Schwyzer spielte bald mit Partnern wie dem Drummer Kenny Clarke, dem Pianisten Mal Waldron, dem deutschen Posunisten Albert Mangelsdorff, aber auch mit dem südafrikanischen Piano-Charismatiker Abdullah Ibrahim alias Dollar Brand, mit George Gruntz, Irène Schweizer und Pierre Favre. Was schon anzeigt, dass es ihm um anderes ging als die Nachahmung amerikanischer Vorbilder. Um stilistische Orthodoxien hatte sich Hans Kennel nie gekümmert, bald nicht einmal mehr darum, ob seine Musik noch «Jazz» genannt wurde.

Manchmal ist das Nächste das Fernste. Auf weiten Umwegen langte Kennel nach 1980 bei der Musik seiner Kindheit an. Wenige Meter neben dem Schwyzer Flüsschen Muota aufgewachsen, machte er die gleiche Erfahrung wie der norwegische Saxofonist Jan Garbarek, von dem der Satz stammt: «I found the most exotic music right in my own backyard.» In den «Jüü-

li» – Jodel du Muotatal» (so der Titel einer Platte der Reihe «Le Chant du Monde») entdeckte Hans Kennel das grosse anarchisch-archaische Potenzial einer Volksmusik jenseits domestizierter oder kommerzialisierter Klischees. Diesen eigenen roots gehörte fortan seine Leidenschaft. Die Band Alpine Experience, deren Co-Leader er war, interpretierte noch volksmusikalische Vorlagen mit dem Vokabular des Jazz. Aber indem er sich Naturhörnern zuwandte, dem Alphorn und dem kleineren Büchel, erforschte er nicht nur das traditionelle Alphornspiel. Er experimentierte im Quartett Mytha – The Contemporary Alphorn Orchestra mit neuen Klängen, Atemtechniken, Effekten, schrieb für den Naturhornchor neue Musik und erkannte in den Limiten des Instruments die Chance zu einer Ästhetik der kleinen Bewegung, die er anders auch mit seinem Ensemble Habarigani suchte. Da wird das Nächstliegende unvermittelt zu Weltmusik. Oder zu dem, was französische Musiker einmal «folklore imaginaire» nannten. Kein neuer Heimatstil. Dieser «neuen Schweizer Volksmusik», die Kennel begründete, geht es um Differenz ebenso wie um Anklang und Einklang. Allerdings immer mit Respekt vor Meistern des konventionellen Alphorns wie etwa Hans-Jürg Sommer. Gemäss dem Motto: «Tradition ist nicht das Halten und Bewahren der Asche, sondern vielmehr das Weiterreichen der Flamme.»

Hans Kennel verstarb vergangenen Freitag nach kurzer, schwerer Krankheit.

Peter Rüedi

DIE WELTWOCH

Jetzt herunterladen!
Weltwoche-App



Mit Bildern
und
Illustrationen

Holen Sie sich hier die App:



Michael Hengartner setzt auf Zauberei

Wie der ETH-Rats-Präsident in der Klimapolitik Kosten zu Nutzen machen will.



Wann sind staatliche Investitionen sinnvoll? Heute rufen viele Interessengruppen und Politiker nach staatlichen Ausgabeprogrammen, um die Corona-Folgen abzufedern und Klimaschutzpolitik zu finanzieren. In der EU ist für Corona-Hilfen und Green New Deal die Umverteilung von vielleicht zwei Billionen Euro vorgesehen – in den USA fast die dreifache Summe. Die Schweiz klotzt nicht so hemmungslos, aber im Kleinen geht es um ähnliche Fragen: Wann ist der Staat der bessere Investor als die private Wirtschaft?

Das betrifft jetzt gerade das revidierte CO₂-Gesetz, das im Zentrum einen grossen Geldtopf vorsieht: Von den Abgaben auf CO₂-Emissionen soll jährlich rund eine Milliarde Franken in einen Klimafonds fliessen, diese dient dann zum Fördern klimabezogener Investitionen und Tätigkeiten. Zuteilen tut der Bund, Empfänger sind Firmen, Institute, NGOs. Der Bund nimmt also zuerst den Bürgern das Geld in Form von Abgaben weg und gibt es dann als Subventionen an jene, die dem Staat als förderungswürdig erscheinen. In diesem Zusammenhang wirbt der ETH-Rats-Präsident Michael Hengartner nun in einem Video im Rahmen der Ja-Kampagne der Schweizer Wirtschaft für das CO₂-Gesetz mit dem Geldtopf und sagt in die Kamera: «Die vermeintlichen Kosten generieren grossen Nutzen: weniger Schäden, dafür mehr Arbeitsplätze und viel Innovation.»

Damit legt der Präsident des obersten Aufsichtsorgans der gesamten ETH-Gruppe praktisch das ganze Gewicht der beiden Hochschulen in Zürich und Lausanne sowie der vier Forschungsanstalten Eawag, Empa, Paul-Scher-

rer-Institut und WSL in die Waagschale der Abstimmung.

Hengartner greift zu ökonomischen Argumenten und beteuert, die CO₂-Abgaben und verschärften Vorschriften sähen nur auf den ersten Blick aus wie Kosten. In der Nettorechnung dagegen ergebe sich dann ein grosser positiver Nutzen. Warum? Man verspricht sich eine Art dreifache Dividende: erstens eine Schadensverringerung, weil die Leute wegen der Abgabe in Richtung weniger Autofahren, Fliegen oder Heizen gelenkt werden und somit weniger CO₂ ausstossen. Darüber hinaus lenkt der Bund mit dem Subventionieren klimafreundlicher Tätigkeiten und Investitionen die Empfänger so, dass sie zweitens neue Arbeitsplätze schaffen und drittens Innovationen generieren, auf die man sonst nicht käme.

Die gleiche Argumentation wendet Bundesrätin Simonetta Sommaruga an: mehr Innovationen und Arbeitsplätze dank Klimagesetz, ein Plus-Geschäft, der Bundesrat und seine ETH-Gruppe sind im Gleichklang.

Was wäre denn die Alternative? Sie bestünde darin, den Geldtopf gar nicht aufzustellen, sondern die eingesammelten CO₂-Abgaben vollständig an die Bürger zurückzugeben, etwa durch Steuerreduktionen. Moment, dann könnten ja die Fonds-subventionierten Arbeitsplätze und Innovationen nicht entstehen. Das stimmt, aber die Milliarde Franken pro Jahr würde direkt der Wirtschaft zufließen und wäre da frei verfügbar zum Investieren, für Forschung und Entwicklung.

Und zwar ohne Reibungsverluste. Die ganzen Kosten für die Verwaltung des staatlichen

Geldtopfes, für die Genehmigungsbürokratie, fürs Schreiben von Tausenden von Subventionsanträgen, fürs Lobbying der Firmen bei den Behörden würden entfallen. Die gesamte Milliarde würde frei arbeiten statt zu vielleicht neun Zehnteln – und erst noch staatlich gelenkt.

Hengartners Argument, laut dem die Kosten der gesetzlichen Lösung in Wahrheit super Investitionen mit einem grossen Nutzen darstellten, ist nicht ganz unrealistisch, trifft aber nur unter einer Bedingung zu: wenn die Behörden besser als die Spezialisten und Chefs der Firmen wissen, welches die richtigen Investitionen und Innovationen sind – und es so viel besser wissen, dass die ganzen Verwaltungskosten mehr als wettgemacht werden. Nüchtern betrachtet, ist das eine sehr schwierige Mission. Aber vielleicht zaubert jemand.

Wenn die Nationalbank fragt

Die Schweizerische Nationalbank hat eine Umfrage zu Zahlungsmitteln bei Schweizer Unternehmen angekündigt. Eine Stichprobe von 2000 Firmen soll online befragt werden, um insbesondere «Informationen über die Bargeldnutzung zu erhalten und mögliche Veränderungen frühzeitig zu erkennen». Das kann harmlos sein, dennoch lässt die Meldung aufhorchen. Notenbanken arbeiten daran, die Privatheit von Bargeld zu verringern und die Notenhaltung durch elektronische, leichter überwachbare Formen zu verdrängen. Bei den herrschenden Minuszinsen ist auch vorstellbar, dass die Nationalbank sondieren möchte, wo die Grenze liegt, ab der die Unternehmen aus Minuszins-Konti ins Bargeld wechseln würden.

LITERATUR UND KUNST

Ein eigenwilliges
Filmprojekt:
Sophie Scholl
auf Instagram.
Anton Beck, Seite 63

Herausgegeben von Daniel Weber



Das bisschen Licht.

A. R. Penck, *Der Übergang*, 1963 – Immer wieder wandeln wir fraglos fast durch die von uns geschaffene Welt voller kleiner Wunder und Wahnwitz. Wir produzieren mit jedem Schritt irgendetwas; Waren, Träume, Illusionen, und in regelmässigen Abständen produzieren wir ein Zuviel davon, und wir merken, wie brüchig all unser Geschaffenes ist und wie sumpfig der Boden, auf dem wir alles errichtet haben.

Immer wieder hätten wir, wenn sich eine unserer Epochen wie gerade jetzt erschöpft, wir uns im Übergang befinden und die Tentakel der kommenden Tage uns noch nicht unentkommbar umschlungen haben, die Möglichkeit, jene Frage zu

stellen, die wir uns auf unserem Weg viel zu selten gestellt haben: «Wie wollen wir leben?» Wie schaffen wir das, dass Fortschritt, der Erhalt unseres Planeten, das Individuum und das Kollektiv sich nicht in unendlicher Kollision abnutzen?

Die Welt war schon vor der Pandemie ein kranker Organismus, und ein bisschen impfen ist nur eine kleine Hoffnung, nur ein Make-up, das die Verletzungen der dünnen Haut des Planeten übertüncht und beim nächsten Zeitensturm zerrinnt wie Aquarellfarbe im Regen.

Der in Dresden geborene und in Zürich gestorbene Maler A. R. Penck (1939–2017) war ein Weltenschaffer und ein Weltensammler, war

ein Mahner und – was sonst? – ein Suchender. Einer, dessen Weg unaufhörlich ein Übergang war. Einer, der nie angekommen ist, weil er auf der Suche nach der Antwort auf die Frage «Wie will ich leben?» ganz viele Antworten bekam, aber keine, die stark genug gewesen wäre, ihm auf dem dünnen Brett des Übergangs Trittfestigkeit zu geben. So trottete er die letzte Zeit seines Lebens nur noch zurückgezogen an Ort und Stelle vor sich hin, das bisschen Licht, das er in sich trug, matt geworden. Er war nicht mehr der Wind in seinem Leben. Er war ein Blatt geworden, das der Wind mal hierhin, mal dorthin trug. *Michael Bahnerth*

Von den Frauen beherrscht

Die Lieder Walthers von der Vogelweide stammen aus der fernen Welt des Mittelalters. Aber ihre unbestimmte Sehnsucht ist auch heute spürbar.

Hans Ulrich Gumbrecht

Ingrid Kasten: Deutsche Lyrik
des frühen und hohen Mittelalters.
Deutscher Klassiker Verlag, 1129 S., Fr. 31.90

Die berühmte, seit 1952 per Gesetz von jedem öffentlichen Gebrauch ausgeschlossene erste Strophe der deutschen Nationalhymne, die das Land «über alles in der Welt» erhebt und seine Ausdehnung tendenziell mit der von Europa gleichsetzt, hat ihren Ursprung in einem Text aus der Zeit um 1200. Als sich August Heinrich Hoffmann (nach eigenem Zusatz «von Fallersleben») im Jahr 1841 auf der Nordseeinsel Helgoland daranmachte, das «Deutschlandlied» zu schreiben, ging er – typisch für einen romantisch bewegten Dichter und zumal für einen Germanisten der ersten Generation – auf ein Walther von der Vogelweide zugeschriebenes Lied zurück, in dem es heisst:

*Von der Elbe bis zum Rhein
und wieder hierher bis nach Ungarn
leben wohl die Besten,
die mir in der Welt beegnet sind.*

Die von Hoffmann von Fallersleben unterstellte Affinität zur Welt des Mittelalters pauschal als naive Projektion abzuwerten, wie es sich aus heutiger Perspektive anzubieten scheint, träfe die historische Sachlage nicht. Denn wie die deutschen Patrioten in der Vielstaatensituation des mittleren 19. Jahrhunderts von einer Nation träumten, die sie im Mittelalter verwirklicht glaubten, so nahmen Walther von der Vogelweide und andere Sänger polemischen Bezug auf die instabile Situation eines Kampfs zwischen den Adelsgeschlechtern der Staufer und der Welfen mit dem Papst um Macht und Einheit im Reich. Mehr als es Hoffmann von Fallersleben wohl ahnte, verband ihn eine Sehnsucht mit Walther – den er als Sänger ungebrochenen Stolzes bewundern wollte. Wonach genau sich Walther aber sehnte, ist nur schwer zu greifen.

Denn seit der Epoche der Romantik ist zwischen die Gegenwart und die mittelalterliche Welt das Bewusstsein von einem komplizierten

Vermittlungsprozess getreten, an dessen Ende die für uns in weite Ferne gerückte Präsenz der Kultur um 1200 steht. Schon die ältesten Manuskripte, in denen höfische Lieder überliefert sind, stammen aus den Jahren nach 1300, als man begonnen hatte, die hundert Jahre zurückliegende Vergangenheit zu verklären. Die Lieder selbst sind Spuren einer anscheinend über kurze Zeit beim Adel beliebten Aufführungspraxis, die wir uns – ohne direkte Beschreibungen – wohl am besten als «Erlebnis-Fiktionen» vorstellen: als das gekonnte Als-ob eines vielfältigen Rollenspiels, für das möglicherweise die individuellen Stimmen der Sänger, die «Töne» ihrer Strophenfolgen und die uns nur ganz selten rekonstruierbare musikalische Begleitung wichtiger waren als die Textinhalte. In denen ging es vor allem um ausgelassene Gesten eines Standesstolzes, der gegen alle Regeln des Triebverzichts rebellierte – ob sie sich nun aus christlicher Moral ergaben oder aus der Unfähigkeit, die Natur zu kontrollieren.

«Freunde, ich werde ein Lied nach unserem Geschmack singen», liest man in einem frühen höfischen Lied, das Wilhelm IX. von Aquitanien zugeschrieben wird, einem der mächtigsten Fürsten und Papstfeinde seiner Zeit, «und es wird eher verrückt sein als vernünftig in seiner Mischung aus Liebe, Freude und Jugend. Wer

es nicht versteht, der soll als Bauerntölpel gelten.» Wahrscheinlich hat diese auf erotisches Begehren zentrierte Welt, in der Leidenschaft mit Ehe unvereinbar war und Frauen als Herrscherinnen über Männer gestellt sein sollten, nie ausserhalb der Hochstimmung adliger Feste existiert – so sehr sie die Romantiker auch für bare Münze nahmen und zum immer noch gängigen Bild vom Mittelalter gemacht haben.

Eigentlich wissen wir nur, dass Walther von der Vogelweide nicht von eigenen Erlebnissen sang, wenn in manchen seiner uns bekannten fünfhundert Strophen die gattungstypischen Klagen über eine grausame Minne-Herrin auftauchen:

*Meine Herrin ist eine erbarmungslose Frau,
dass sie mich so sehr misshandelt.
Nun brachte ich doch meine Jugend mit
in ihren Dienst, dazu ein freudiges Herz.
Ach, damals war ich so glücklich.
Wie ist das nun dahin?*

Doch warum gefiel es adligen Herren, zu denen der Spielmann Walther nicht gehörte, sich von ihm in einer Rolle der Unterwerfung verkörpert zu sehen, auf die sie sich selbst kaum eingelassen hätten (französische Lieder gingen manchmal so weit, die Dame ins männliche grammatikalische Geschlecht zu setzen)? Gerade weil keine definitiven Antworten auf solche Fragen existieren, kann es lohnend und sogar mitreissend sein, sich Texte aus dem Mittelalter selbst – in neuhochdeutscher Übersetzung und dann im mittelhochdeutschen Original – vorzulesen, um die Präsenz einer Welt heraufzubeschwören, deren Konturen immer vage bleiben werden. Selbst dann, wenn ihre Szenen zunächst so plausibel wirken wie diese Worte ekstatischer Freude über die Ankunft des Frühlings:

*Könnte ich doch den Winter verschlafen!
Wenn ich zu der Zeit wach bin, so hasse ich ihn,
weil seine Herrschaft so allgewaltig ist.
Weiss Gott, er wird dem Mai den Sieg überlassen:
Dann werde ich Blumen pflücken, wo jetzt Reifliegt.*





Der *Minnesänger*: Walther, gemalt von Eduard Ille für das Ankleidezimmer im Schloss Neuschwanstein.

Oder so anmutig wie das bis heute berühmte, einer nichtadligen jungen Frau in den Mund gelegte Lied von der erotischen Begegnung mit einem Mann, der sie «edle Herrin» nennt, als ob sie eine Adlige sei:

*Unter der Linde
auf der Heide
wo unser beider Bett war,
da könnt ihr schön
ausgebreitet finden
gepflückte Blumen und Gras.*

Sollte Walther selbst diese Strophe in der Rolle eines Mädchens gesungen haben? Artikuliert sich in ihr eine Durchbrechung der mittelalterlichen Standeshierarchien, wie es sich für «progressiv» haltende Interpreten immer wieder gehofft haben, oder gerade ihr Gegenteil, nämlich ein Herrenzynismus gegenüber der Gutgläubigkeit des attraktiven Bauernmädchens?

Trotz all dieser Fragen und Zweifel, welche die Lektüre seiner Texte eher vervielfacht als beantwortet, steht fest, dass «ein Sänger namens Walther von der Vogelweide» vor achthundert Jahren tatsächlich gelebt hat. Denn der Name wird in einer lateinischen Buchungsnotiz aus der Verwaltung des Bischofs von Passau für den Empfänger von «fünf Schillingen zum Kauf eines Pelzes» genannt, einem Betrag, der auch den Beamten des Bistums zum selben Zweck zugewiesen wurde. Daneben lobt der Sänger Wolfram von Eschenbach Walthers Lieder, verspottet diesen aber zugleich, weil er aus Geldgier immer neuen, miteinander im Konflikt stehenden Fürsten gedient und geschmeichelt habe. Die histo-

rische Wirklichkeit von Walthers Existenz verstärkt jedenfalls den Eindruck, eine individuelle Stimme besonders in den Strophen zu hören, in denen das Ich (wohl immer noch ein Rollen-Ich) von sich selbst und den Spannungen zwischen den Mächtigen spricht.

Eine Reflexion über die Unvereinbarkeit von Besitz, Ehre und Gottes Gnade etwa beginnt so:

*Ich sass auf einem Steine
mit übergeschlagenen Beinen,
auf die hatte ich meinen Ellenbogen gestützt.
Kinn und Wange
hatte ich in meine Hand geschmiegt.*

Diese Worte haben verschiedenen Handschriften und sogar Skulpturen aus den beiden letzten Jahrhunderten Konturen für die Darstellung von Walther vorgegeben. Und immer wieder wird jene unbestimmte Sehnsucht spürbar. Dass dem Stauferkönig Philipp die alte Krone genau auf das junge Haupt passt, «könnt ihr alle als ein Wunder schauen», sagt Walther – und deshalb als Beweis seiner Legitimität. Doch der durch Bezüge auf historische Ereignisse als spätester datierbare Spruch schwingt sich nicht mehr zu solch vorsichtiger Heiterkeit auf:

*O weh, wie wir mit süßen Dingen vergiftet sind!
Ich sehe die bittere Galle mitten im Honig schweben:
Die Welt ist aussen schön, weiss, grün und rot,
und innen von schwarzer Farbe, finster wie der Tod.*

Das Bild von der Galle, die im Honig schwebt, kehrt in mehreren Strophen wieder, als hätte Walther alle Hoffnung auf eine Existenz ohne

Bitterkeit verloren. Doch was wäre ein wirklich gutes Leben für ihn gewesen?

An dieser Stelle müsste ich nun wieder daran erinnern, dass wir den in diese Lieder eingeschriebenen Rollen nicht als Stimmen vertrauen dürfen, die uns aus einer achthundert Jahre zurückliegenden Vergangenheit in scheinbarer Unmittelbarkeit erreichen. Aber was liegt eigentlich – ausserhalb der akademischen Forschung – an solcher Zurückhaltung und Genauigkeit? Warum soll man nicht glauben dürfen, Spuren von Präsenz aus einer fernen Vergangenheit zu vernehmen, und wer sollte uns verbieten, solche Eindrücke auf die Gegenwart zu beziehen?

In einer von dem Würzburger Protonotar Michael de Leone um 1350 in Auftrag gegebenen Liederhandschrift steht zu lesen, dass Walther von der Vogelweide «auf der Wiese» beim Kreuzgang der dortigen Neumünster-Kirche begraben sei. Mit letzter Sicherheit wird sich die Angabe nicht bestätigen lassen. Doch ebenso wenig kann man sie widerlegen, zumal nicht auszuschliessen ist, dass das Walther vom späteren Kaiser Friedrich II. gewährte Lehen, für das er sich in einem Spruch bedankt, eben in jener Gegend lag.

So ist Würzburg eine von mehreren Städten geworden, die Walther von der Vogelweide mit einnehmender Naivität und ungewisser Grundlage ihrer Geschichte zugeschlagen haben. Wer in dem schönen romanischen Kreuzgang hinter der Neumünster-Kirche an Walthers – dort 1930 aufgestelltem – Grabstein steht, der mag sich für einen ruhigen Moment danach sehnen, ein Teil der Welt um 1200 zu werden.



Mögliche strahlende Zukunft: Autorin Miller.

Alles irgendwie egal, die Liebe sowieso

Anton Beck

Mary Miller: *Always Happy Hour*.
Hanser. 192 S., Fr. 26.90

Es ist manchmal wirklich nicht einfach, und daher schlägt man sich so durchs Leben, ein bisschen larmoyant, ein bisschen wütend auf die eigenen Erste-Welt-Probleme, aber irgendwie wäre es doch zu anstrengend, etwas völlig anderes zu machen. Figuren mit solchen Biografien tauchen immer wieder auf in Mary Millers Erzählband «Always Happy Hour». Es sind vorwiegend Ich-Erzählerinnen, die ihre langen Tage meist mit irgendwelchen Sexualpartnern verbringen oder etwas freudlos in Bars rumhängen.

«Jetzt sei nicht so rassistisch»

Zu echtem Feingefühl verhilft lediglich die identitätspolitische Antenne. So unterhält sich in einer Erzählung ein Paar in den Ferien über illegal gekaufte Marihuana und streitet darüber, ob man dem Zeug trauen könne. Er meint, es sei nicht gestreckt; sie fragt, woher er das wissen wolle: «Du hast es bei einem Fremden mit einem Handtuch auf dem Kopf gekauft.» Worauf er erwidert: «Jetzt sei nicht so rassistisch.»

Die Streiterei verläuft sogleich wieder im Sand; er entflieht, sie trinkt.

Mary Miller führt fort, was der Shooting-Star der angelsächsischen Literaturszene, die Irin Sally Rooney («Normal People»), schon andachte: die Beschreibung einer Generation, die irgendwo im Leben steckt, zu jung, um alt zu sein, aber zu alt, um noch wirklich jung zu sein – eine Generation, die nicht weiss, was sie mit alledem anfangen soll. Weil das etwas trostlos ist, flüchten sich die jungen Leute eben in die Happy Hour. Oder in seltsame Situationen. Wie jene Literaturdozentin, die in einem grossen Haus wohnt, das ein wenig an vergangene, glamouröse Zeiten erinnert, das ihr aber, wie der ganze Glamour, nicht ge-

*Zu echtem Feingefühl
verhilft lediglich die
identitätspolitische Antenne.*

hört. Von ihren Studenten hält sie nicht viel: «Ausserdem schreibt die Hälfte des Kurses über Meerjungfrauen, Aliens und seltsame apokalyptische Welten, die einander alle sehr ähnlich sind, und ich frage mich, was wir hier eigentlich alle machen. Wie in aller Welt ich irgendwem irgendwas beibringen soll.»

Die mögliche strahlende Zukunft einiger weniger bedrückt sie jedoch genauso, womöglich ist sie gar neidisch: «Bald wird er

mit diesem anderen Mädchen zusammen sein, dem jungen Mädchen, das er liebt, und sie werden sich verloben und zusammen in eine kleine Wohnung ziehen, dort ihre Storys schreiben und ihren Starbucks-Kaffee trinken, ihre grossen Träume träumen.»

Obwohl die Geschichten, die Mary Miller erzählt, verbindet, dass sie von irgendeiner Form der Partnerschaft handeln, wäre es falsch, das Wort «Lovestorys» zu benutzen. Wie präzise Mary Miller diesen etwas traurigen Umstand einfängt, fasziniert durchaus.



Trommler und Träumer

Christoph Mörgeli

Günther Rüter: Heinrich Mann. Ein politischer Träumer. Biografie. Marix. 360 S., Fr. 37.90

So beharrlich sich die Senatorin Julia Mann bemühte, beim Lob des einen ihrer Schriftstellersöhne auch den anderen zu rühmen: Die andauernde Aktualität von Thomas Manns Werk stellt die zeitgebundene Produktion seines nicht weniger fleissigen älteren Bruders Heinrich in den Schatten. Der politischere, zeitweise klarsichtiger Heinrich Mann hat einige Meisterwerke geschaffen, aber auch viel triviale Tagesliteratur, die dem Zahn der Zeit nicht standhalten konnte. Allzu hart sollten wir mit Heinrich dennoch nicht ins Gericht gehen, denn auch für ihn gilt das Diktum seines bedeutenderen Bruders, dass Exil-Literaten nun einmal fleissig schreiben müssten, wenn sie überleben wollten.

Tragödie statt Befreiung

Nun hat der Germanist und Politikwissenschaftler Günther Rüter, langjähriger Mitarbeiter der CDU-nahen Konrad-Adenauer-Stiftung, eine Biografie vorgelegt, die auch dem «Mann im Schatten» gerecht wird. Flüssig und packend schildert der Autor den Lebensweg von Heinrich Mann (1871–1950) vom privilegierten Lübecker Patriziersohn und Schulabbrecher zum schriftstellernden Träumer, Idealisten und Moralisten, der schliesslich im real existierenden Sozialismus das Licht der Wahrheit erblickte. Vorerst kommt Rüter aber zum überraschenden Befund, dass Heinrich Mann in seinen jungen Jahren das deutsche Kaiserreich und Bismarck durchaus verherrlichte und selbst vor antisemitischen Tiraden nicht zurückschreckte. Das erstaunt bei einem Schriftsteller, der später den autoritätsgläubigen, intoleranten Zeitgeist und den wilhelminischen Obrigkeitsstaat wie kein anderer scharfsichtig durchschaute.

Im Gegensatz zu seinem Bruder Thomas fühlte sich Heinrich mehr zur künstlerischen Mutter mit ihrer romanischen Herkunft als zum väterlichen Vorbild eines strengen hanseatischen Kaufmanns und Senators hingezogen. Ruhelos reiste er nach Italien und an die französische Riviera und wurde zum grossen Bewunderer der französischen Literatur, namentlich von Emile Zola. Heinrich Mann entdeckte die Renaissance und Züge des Verfalls schliesslich auch im Hohenzollernstaat. Sein offener persönlicher und literarischer Umgang mit Sexualität und dem Weiblichen wurde von seinem latent homosexuellen Bruder kritisiert, der nach Bürgerlichkeit und Repräsentanz strebte. Einig waren sich beide im Streben nach Humanität, wobei Heinrich diese mehr und mehr in Demokratie und so-

zialer Gerechtigkeit suchte. Die Suche nach Aufklärung und Vernunft kämpfte in seinem Innern mit den Abgründen des Irrationalen.

Anders als Thomas empfand Heinrich den Ausbruch des Ersten Weltkriegs nicht als Befreiung, sondern als Tragödie. Doch 1918 und in den folgenden Jahren der Weimarer Republik stand Heinrich Mann in der ersten Garde der gefeierten Schriftsteller. Thomas Mann konnte erst nach seinem Bekenntnis zur neuen Staatsform und dem Empfang des Nobelpreises zu ihm aufschliessen. Mit dem schon vor dem Krieg geschriebenen «Untertan» traf Heinrich den Nerv der Zeit. «Professor Unrat» – 1930 als «Der blaue Engel» dank Marlene Dietrich mit triumphalem Erfolg verfilmt – machte ihn weltberühmt.

Er schrieb unzählige politische Essays gegen Militarismus und Kapitalismus, blieb aber in der äusseren Erscheinung Aristokrat, ruhig, gelassen, ja vornehm im Auftritt. Angesichts der Macht des

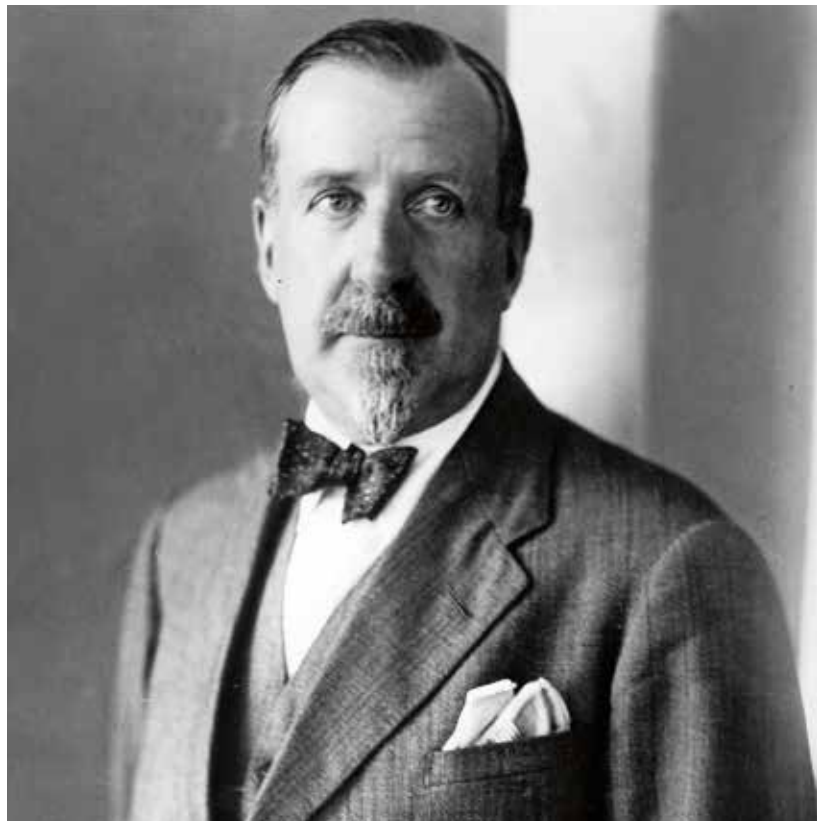
Im Gegensatz zu Thomas fühlte sich Heinrich mehr zur künstlerischen Mutter hingezogen.

neuen Geldadels forderte Heinrich Mann eine «Diktatur der Vernunft», um die Demokratie zu retten. Er verfolgte die Vision eines geeinigten Europas, hatte aber in den Goldenen Zwanzigern mit seinen Romanen wenig Erfolg.

1931 wurde Mann Präsident der Sektion Dichtkunst an der Preussischen Akademie der Künste

und kämpfte mit seinem Bruder gegen den totalitären Ungeist der Zeit. 1933 floh er mit seiner zweiten Ehefrau Nelly Kröger nach Nizza ins Exil, während die erste Frau Maria als Jüdin mit Tochter Leonie nach Prag entkam. Neben aufrüttelnden Schriften gegen die Nazis schrieb er an der Côte d'Azur den zweibändigen Königsroman «Henri Quatre», eine eindruckliche Hommage an Frankreich. So klar Heinrich Mann die Abgründe des Faschismus erkannte, stellte er Stalin auf eine Ebene mit Churchill und Roosevelt. 1940 gelang dem Siebzigjährigen die beschwerliche Flucht über die Pyrenäen nach Lissabon und von dort in die USA. In Los Angeles verfasste er ein schwieriges Alterswerk, finanziell unterstützt vom Bruder, aber dennoch im sozialen Abstieg begriffen. 1944 nahm sich Gattin Nelly das Leben.

Zu Beginn des Kalten Krieges galt Heinrich Mann in den USA als Kommunist. Die DDR umwarb und lockte ihn, unter anderem 1949 mit dem Nationalpreis erster Klasse und 100 000 Mark («Deutschland ruft Heinrich Mann»). Doch längst stand der Schriftsteller, Mahner und Trommler zwischen zwei Welten. Walter Ulbricht hatte für ihn nichts von einem «guten König» Henri Quatre. Obwohl ihn Thomas und vor allem Katia Mann – auch aus eigennützigen Motiven – zur Abreise drängten, zögerte Heinrich. Im Frühjahr 1950 starb er in Santa Monica. Das treffende Fazit von Günther Rüthers Biografie lautet: «Er war ein Illusionist, der die Wirklichkeit nach seinem Ideal deutete.»



Klarsichtig: Schriftsteller Mann.



Als «Irre» abgestempelt: Radsportlerin Strada.

Frau in Rennhosen

Peter Hartmann

Simona Baldelli: Die Rebellion der Alfonsina Strada. Eichborn. 336 S., Fr. 29.90

Die Strasse, *la strada*, war ihr Schicksal und, ein wunderbarer Zufall, ihr Name. Alfonsina Strada (1891–1959) eroberte als erste Frau die Welt auf dem Velo, und Simona Baldelli hat über diese Pionierin, die 1924 am Giro d'Italia in die radelnde Männerbastion einbrach, einen romantisierenden Roman geschrieben, der nun auch auf Deutsch vorliegt. Alfonsina Morini, eines von zehn Kindern eines Elternhauses von Analphabeten in der Emilia Romagna, war fasziniert von den drehenden Speichenrädern, die sie wegtrugen aus der Enge, auch wenn sie die kraftstrotzenden jungen Kerle auf dem Weg zu ihrer Arbeit als Näherin in den Strassengraben drängten. Sie schlich sich, mit vierzehn, in das Startfeld ihres ersten Rennens unter Männern und gewann gleich den Siegpriest, ein lebendiges Schweinchen, das sie in ihren Sonntagsrock wickelte und auf der Lenkstange nach Hause brachte; aber essen konnte sie dann keinen Bissen davon.

Drama hinter der Fassade

Sie heiratete den Mechaniker und Tüftler Luigi Strada, ihren Förderer. Frauen im Rennsattel waren marginal und umso auffälliger, wenn sie sich gegen Männer behaupteten. Alfonsina Strada, als «Die Irre» abgestempelt, wurde im Jahre 1909 als Kuriosität zu Rennen in

St. Petersburg mitgenommen und der Zarenfamilie vorgestellt. Sie war eine Attraktion auch auf den Velodromen von Paris, gefeiert als die «Königin der Kurbel». Hinter ihrer Fassade als Revolutionärin verbarg sich ein privates Drama: Ihr Mann Luigi musste 1924 ins Irrenhaus eingeliefert werden und verblüdete dort zwei Jahrzehnte bis zu seinem Tod. Alfonsina Strada war jetzt ganz auf sich selbst angewiesen und entschlossen, am Giro d'Italia teilzunehmen. Trotz Widerständen und beissendem Spott der Konkurrenzblätter liess sie der Chefredaktor der organisierenden *Gazzetta dello Sport*, Armando Cougnet, als Piratin mitfahren. Er brauchte Publizität, denn die besten Fahrer boykottierten das Rennen, weil ihre Gagenforderungen nicht erfüllt wurden.

Triumphreise über 3613 Kilometer

Es wurde für Alfonsina, die nun schon 33 war, mit der Nummer 72 auf ihrem pechschwarzen Dress, eine Triumphreise über 3613 Kilometer. Meistens traf sie erst mit grosser Verspätung am Ziel ein, aber die Leute erwarteten sie mit Blumensträussen und Geldspenden, Musikkapellen spielten – bis zur achten Etappe, als ihr unterwegs das Lenkrad brach und sie ganze vier Stunden verlor. Die Jury schloss sie daraufhin aus und liess sie nach Volksprotesten dennoch weiterfahren.

Noch mit 47 Jahren erzielte Alfonsina Strada in Longchamp einen Stundenweltrekord mit 35,28 Kilometer. Mit ihrem zweiten Mann betrieb sie in Mailand ein Velogeschäft. Sie starb am 13. September 1959 an einem Herzinfarkt, als sie ihre schwere Moto Guzzi 500 reparierte, die Zweiradliebe ihres Alters. Ein Leben tatsächlich wie ein Roman und ein magisches Buch.

Der geheimnisvolle Dritte

Wolfgang Koydl

Jörg Lauster: Der Heilige Geist. Eine Biographie. C. H. Beck. 431 S., Fr. 42.90

Er ist unfassbar und doch begreiflich, unsichtbar und doch präsent. Er erfasst den Menschen, und er ergreift diesen – im wahrsten Sinne des Wortes: Ergriffen ist der Sterbliche dann zu Göttlichem fähig. Im Volksmund ist er willig, wo das Fleisch schwach ist, und steuern, fangen gar, lässt er sich nicht: Er weht, wo er will.

Christen kennen ihn als den Heiligen Geist, doch auch in anderen Religionen hat er einen festen Platz: als Weltseele, Weltgeist, Tawhid oder im Nirwana. Ob Sufi, Hindu, Buddhist oder Christ: Mit seiner Hilfe kann der Mensch «für den Augenblick eines Herzschlages göttliche Wahrheit und Weisheit berühren», wie es Kirchenvater Augustinus beschrieb.

Aber selbst Atheisten und Agnostikern ist er vertraut: als Eingebung, Inspiration, als Heureka-Moment, als Initialzündung für des Menschen grösste Leistungen. Auch Gottlose wissen nicht, woher der kreative Schub kam. «Ich machte sie nicht, sie machten mich», sagte Goethe über seine Gedichte. Früher fühlten sich Künstler von der Muse geküsst, aber auch die waren göttlicher Herkunft: Töchter des Zeus.

Dieser Geist verwandelt den Menschen, zum Besseren wie zum Schlechteren. Denn nicht nur Inspiration und Kreativität sind seine Zeichen, sondern auch Ekstase, Wahn und Fanatismus; selbst das Verhalten der Fans im Stadion. Enthusiasmus geht auf die griechische Wendung *en theos* zurück: Der Enthusiast befindet



«Also ich weiss nicht so recht ...»

sich «in Gott». Er ist, im Wortsinn, begeistert. Im Idealfall befreit der Geist den Menschen von den irdischen Fesseln des Menschseins und erhöht ihn in überirdische Sphären: Erst in der Vereinigung mit dem Göttlichen wird der Mensch wirklich Mensch, erkannte der Neuplatoniker Plotin im 3. Jahrhundert. Für den Florentiner Renaissancedenker Giovanni Pico



Das Wunder: Zürcher Nelkenmeister, um 1500.

della Mirandola war der Geist gar die Grundlage für die Würde des Menschen. Er ermöglichte es diesem, sein Schicksal selbst zu bestimmen, als *plastes et fctor*, als schöpferischer Bildhauer.

Doch so allgegenwärtig der belebende, der erhebende Geist ist, so wenig greifbar ist er. In der Heiligen Dreifaltigkeit ist er der geheimnisvolle Dritte neben dem Vater und dem Sohn. Seine Darstellung als Taube war nie überzeugend. Pfingsten ist sein Fest, aber die wenigsten Christen wissen genau, was an diesem Tag gefeiert wird.

Die Kirche sieht Pfingsten als Gründungsmythos ihres weltweiten Missionsauftrags. Schliesslich hätten die Apostel den Geist als Feuerzungen wahrgenommen und anschliessend selbst in allen fremden Zungen der Welt geredet – «wie es der Geist ihnen eingab». Petrus freilich, der immerhin selbst anwesend war, erkannte den wahren Grund: «Diese Männer sind nicht betrunken, wie ihr meint», er-

klärte er. «Es ist ja erst die dritte Stunde am Morgen. Eure jungen Männer werden Visionen haben, eure Alten werden Träume haben.» Mit anderen Worten: Ekstase trieb die Jünger, nicht Linguistik.

Um dem Phänomen näherzukommen, hat der Münchner Theologe Jörg Lauster eine ebenso kompakte wie umfassende Biografie des Heiligen Geistes geschrieben – von der Genesis bis zu den Erkenntnissen moderner Wissenschaften über den Geist als Strukturprinzip des Universums. Er beschreibt nicht nur die Mühen christlicher Denker, das Unsichtbare sichtbar zu machen, sondern auch jene der Philosophie – von Plato bis zu Thomas Nagel, der in Princeton und Berkeley lehrt.

Stimme des Universums

Biografie ist ein anspruchsvoller Begriff, denn das hiesse ja, dass man den Geist als ein materielles Wesen sieht und so greifbar machen könnte. Lauster gelingt dies ebenso wenig wie all seinen Vorgängern über die Jahrtausende. Aber es hilft, die Vorstellung von diesem Geist zu konkretisieren. Obwohl der Autor von einem christlichen Ansatz ausgeht, zeigt er doch detailliert, wie sehr die Anwesenheit einer geistigen Präsenz auch Nichtchristen und säkulare Denker beschäftigt hat. Bei allen steht der christliche Dreiklang Glaube, Liebe und Hoffnung im Mittelpunkt, deren Bestandteile immateriell sind, aber den Menschen über sich hinauswachsen lassen: Der Glaube kann Berge versetzen, die Liebe über-

windet alle Hindernisse, und die Hoffnung stirbt zuletzt.

Auch Naturwissenschaftler hat das Wesen des Geistes umgetrieben, als eine Stimme, die im Universum waltet. Charles Darwin staunte über die Ordnung in der Natur, aber er staunte noch mehr über die Fähigkeit des Menschen, die Natur zu erkennen. Für den römischen Dichter Lukrez war das Wesen der Natur nicht greifbar: Sie hat keinen Grund, kein Ziel, keinen Zweck. Sie ist schön, weil sie existiert. Der Amerikaner Nagel spinnt den Gedanken weiter: «Die Natur lässt bewusste Wesen mit Geist entstehen, und die Natur ist für derartige Wesen verstehbar. [...] Die Frage ist, [...] wie wir die Natur als ein System verstehen können, das fähig ist, Geist zu erzeugen.»

Das ist ein weiter Weg, der zurückführt zum zweiten Satz der Bibel, dem christlichen Urknall: «Die Erde war wüst und leer, Finsternis lag über der Urflut, und der Geist Gottes schwebte über den Wassern.»



Die Bibel Geistreicher Mythos

Sie waren fassungslos und sagten völlig verwundert: Sind das nicht alles Galiläer, die da reden? Wie kommt es, dass jeder von uns sie in seiner Muttersprache hört? (Apostelgeschichte 2, 7 f.). – Agnostiker und Atheisten halten die biblischen Geschichten für Mythen. Betrachten wir mal den Pfingstbericht als Mythos. Interessant ist, was die Mythen mit den Menschen machen. Auch der Fortschrittsglaube und die Klimaretter sind Mythen. Die Erzählung von der Ausgiessung des Heiligen Geistes beginnt in einer verzweifelter Lage: Der aufgestandene Jesus war verschwunden und hatte das Häuflein derer, die ihn für die Offenbarung Gottes hielten, ratlos zurückgelassen. Ähnliches geschah in den Geschichten von Adam und Eva und vom Turmbau zu Babel: Der Mensch hat die Verbindung mit Gott verloren. Verliert er Gott, so wird er blind dafür, dass die Schöpfung und die Mitmenschen Gottes Werk sind. Wie der Kontakt mit Cousins und Cousinen abreißen kann, wenn die Eltern und Grosseltern wegsterben, so reißen die Verbindungen zwischen den Menschen, wenn Gott stirbt. Beim Turmbau zu Babel (Genesis 11) ergaben sich daraus das Sprachengewirr und die Zerstreuung. Heute erleben wir den Wegfall von Konventionen, die erst noch vor Jahren unverwundlich zu sein schienen. Niemand weiss, wie es weitergeht.

Nach dem Verschwinden des aufgestandenen Jesus fanden sich seine Anhänger in der Sackgasse wieder. Da geschah ein Wunder: Das «Pneuma» – was sowohl Wind als auch Geist heisst – wehte sie stürmisch an, und sie verstanden einander trotz der Sprachenvielfalt. Ein Mythos? Meinetwegen. Aber einer, der unzähligen Menschen über Jahrhunderte die Hoffnung schenkte, dass sich Sackgassen öffnen können. Unerwartet und unerklärlich. Ohne Zutun von Projekten und Programmen. Das Harren auf den Geist lässt die Sensoren dafür wachsen.

Peter Ruch

Korkenzieher im Herzen

Der Musiker, Lyriker, Nobelpreisträger Bob Dylan wird achtzig. Ich habe lange gebraucht, um seine Genialität zu erkennen.

Thomas Wördehoff

Dass der Mann einem Berg, vielmehr einer ganzen Gebirgskette gleichen könnte, begriff ich erst sehr viel später. In den sechziger Jahren hatte ich kaum Notiz von ihm genommen. Bob Dylan kam im musikalischen Kräftenessen unserer Schule kaum vor. Vielleicht noch am ehesten bei der politischen Avantgarde unter uns, bei jenen, die im Bewusstsein ihres gesellschaftlichen Durchblicks immer ein nachsichtiges Lächeln uns, den Naiven, gegenüber an den Tag legten.

Am 1. Mai 1969 trat ein schlaksiger Mensch in dunklem Anzug mit Gitarre an die Seite des grossen Johnny Cash, um mit ihm das Lied «Girl from the North Country» vorzutragen. 29 Jahre alt war Bob Dylan damals, und der Auftritt in der Fernsehshow machte nicht viel her. Dylan klebte geradezu an der Seite des «Man in Black», froh, nicht allein dem TV-Publikum ausgeliefert zu sein.

Fast schon deutscher Schlager

An dieser kleinen Szene, die ich erst kürzlich entdeckt habe, wurde mir schlagartig klar, warum meine Clique und ich damals einen grossen Bogen um Robert Allen Zimmerman machten. «Well, if you're travellin' in the north country fair / Where the winds hit heavy on the borderline / Remember me to the one who lives there / She once was a true love of mine» – ein zarter Jüngling mit Klampfe und lockigem Haar, dem man nicht einmal einen Flaum ums Kinn zutraut, sinniert mit Knödelbariton darüber, ob sein Mädchen im Norden frieren und eventuell einen Mantel benötigen könnte. «Gedenke einer, die dort lebt, sie war einst meine wahre Liebe.» Das war fast schon deutscher Schlager.

Nur drei Monate vorher, am 30. Januar 1969, hatten die Beatles hoch über London ihr grandioses letztes Konzert gegeben, und es war genau diese Sorte Auftritt, die uns elektrisierte. Ein knappes Jahrzehnt lang hatten die «Fab Four» die Welt in einen beinahe unwirklichen Taumel versetzt – und nun tauchten sie ohne jegliche Ankündigung auf der Dachterrasse einer Stadtvilla auf und rockten den grauen All-

tag nieder. Dutzende Kameras dokumentierten den Auftritt aus allen Winkeln: Das unvergessliche «Rooftop Concert» der Beatles. Bob wer?

Dylan gehörte für uns zu den Protestsängern, zu den Liedermachern. Wir ordneten ihn bei Kollegen wie Franz Josef Degenhardt, Dieter Süverkrüp oder Reinhard Mey ein. Das waren Leute, die uns zu streng, zu missgelaunt – insgesamt einfach zu ernst aufs Leben schauten. Viel zu deutsch. Irritierend war einzig, dass wir den Namen «Bob Dylan» immer auch in Zusammenhängen fanden, die uns interessierten: «Mighty Quinn» zum Beispiel, von Manfred Mann und seiner Band gespielt, war ein

«Hurricane» knüppelte mich nieder durch die brutale, fast tagesaktuell anmutende, nüchterne Direktheit.

Dylan-Song, wie wir überrumpelt feststellen mussten. Und «Like a Rolling Stone» erwischte uns kalt. Der Text war uns egal – ein schwerer Fehler –, aber Al Koopers sumpfige Orgel, die alles niederwalzt, was ihr in den Weg kommt, ist unschlagbar. Da war also doch mehr als Degenhardt.

Der wunderbar kantige Schauspieler und Dramatiker Sam Shepard (1943–2017), der Bob Dylan Mitte der siebziger Jahre auf seiner «Rolling Thunder Revue»-Tournée durch Neuengland begleitete und diese auch protokollierte, schrieb, dass ihm plötzlich auffiel, dass das ganze Unternehmen selbst in den kleinsten

Käffern von der Atmosphäre New Yorks geprägt wurde. Schau ich zurück auf das graue Frankfurt am Main in der muffigen Zeitenwende von den sechziger zu den siebziger Jahren, kann ich mir ein Stück weit unsere Verständnislosigkeit gegenüber Dylan erklären: von New York und Aufbruch keine Spur. Ein bisschen Studentenrevolte und ein paar besetzte Häuser, ansonsten nur noch Neckermann und der Henninger-Turm.

Ein Song wie Journalismus

Die notwendigen Amphetamine lieferten die Songs der Beatles, der Who oder von Hendrix. Die subkutane Botschaft Dylans überhörten wir. Da Jimi Hendrix' «All Along the Watchtower» nichts mit Dylans leierndem Original zu tun hatte, sondern uns vor allem mit einer elektrostatischen Ladung explodierender Akkorde überwältigte, kam ich noch immer nicht auf den Gedanken, mich mit dem Urheber zu beschäftigen. Irgendwann später überflog ich den Text: Der Song beginnt mit dem Dialog eines «joker» mit dem «thief»: Ersterer beklagt «too much confusion», ausgelöst von mysteriösen Gästen («Businessmen, they drink my wine»), bis der Dieb ihn schliesslich beruhigt («No reason to get excited») – das Leben sei ohnehin nur ein Witz. Der Titel des Songs taucht nur zu Beginn der letzten Strophe auf: Entlang dem Wachturm hielten Prinzen Ausschau. In der Ferne knurrte eine Wildkatze, zwei Reiter näherten sich, der Wind begann zu heulen. Gitarre Hendrix, das war's.

John Lennon soll später einmal hervorgehoben haben, wie sehr Dylans Lyrik die Texte der Beatles erst ermöglicht hat. Für mich blieb Dylan eine schattenhafte, schamanenhafte Figur, die ich nur schwer begreifen konnte. Aber dann kam «Hurricane». Abgesehen davon, dass «Hurricane» länger lief als «Hey Jude» – nämlich 8:33 Minuten –, knüppelte die Nummer mich nieder durch ihre brutale, fast tagesaktuell anmutende, nüchterne Direktheit. Schmucklos erzählt Dylan die Geschichte eines dreifachen Mordes in einer New Yorker Bar, den man dem schwarzen Boxer





Geschichten mit offenem Ausgang: Sänger Dylan, 1962.

Rubin Carter anhängte, der dafür neunzehn Jahre unschuldig im Gefängnis sass, bis sich Bob Dylan und Muhammad Ali für den Fall interessierten. Text und Musik kamen ohne jedes wohlfeile Mitgefühl aus, Dylan und die Band prügeln die elf Strophen mit einer Dringlichkeit in die Mikros, die an keiner Stelle aufgesetzt oder theatralisch klang. Selten kam ein Popsong der Druckerschwärze des Journalismus so nah.

Irgendwo in seinem «Rolling Thunder Revue»-Protokoll vermerkt Sam Shepard, ihm wurde «auf einmal blitzartig klar, dass dies alles jenseits von Popmusik liegt». Für mich ist diese Beobachtung eine Art Schlüssel zum Phänomen Dylan geworden. Ein paar Alben nach «Desire», der Platte mit dem «Hurricane»-Song, begann ich jede neue Scheibe zu kaufen. Fan bin ich nicht geworden, es ist eher so, dass ich ein aktuelles Dylan-Album wie die neueste Ausgabe einer Zeitung konsumiere. Ich will wissen, was Dylan zu sagen hat.

Wie gross war mein Erstaunen, als ich dann endlich irgendwann mal – spät genug – die

Lyrics von «Like a Rolling Stone» las. Eine mitleidlose Gardinenpredigt, lakonisch und eindringlich, gerichtet an eine einstige Lady der Jeunesse dorée, die in der Gosse verelendet und die er mit quälendem Nachdruck wieder und wieder fragt, wie es sich denn anfühle, ohne Wohnung zu sein, «like a complete unknown», als Pennerin, eben wie ein «rolling stone». Der gleichmütig vor sich hin orgelnde Sound entfaltet jedoch erst zusammen mit dem fast schon hämischen Text seine beunruhigende Wirkung. Dylans Werk altert nicht.

Picasso des Pop

Von wegen deutscher Schlager. «Girl from the North Country» würde sich nahtlos in Schuberts Liedzyklus «Die schöne Müllerin» einfügen. Die gleichmütige Abschiedsstimmung nimmt das Biedermeier-Flair mit einer seltsam anmutenden Gelassenheit auf (Schubert wäre schicksalsergebener), ohne dass nur der geringste Verdacht von präventivem Kunstgewerbe aufkommen würde. Denn natürlich ist der Sänger traurig, wenn er an die Verfllossene

denkt – aber er nimmt sein Schicksal auch achselzuckend hin.

Dylan ist der grosse Erzähler von Geschichten mit offenem Ausgang. Songs wie «Tangled Up in Blue» oder «You're a Big Girl Now» enden nicht mit dem Abschied, sondern «with a pain that stops and starts, like a corkscrew in my heart, ever since we've been apart». «The Never Ending Tour» geht einfach weiter.

Doch Dylan ist auch ein Chronist der laufenden Ereignisse. Am Ende seiner Laufbahn hat er sich tatsächlich über das Repertoire von Frank Sinatra und Tony Bennett gebeugt und deren prägendste Songs grandios nacherzählt. Die wunderbar angerostete Hommage Dylans beginnt, wie es sich gehört, mit «The Best Is Yet to Come», wir haben den Wein gerade erst mal probiert, heisst es da zuversichtlich, «come the day you're mine».

Bob Dylan, laut Leonard Cohen der Picasso des Gewerbes, feiert demnächst seinen achtzigsten Geburtstag. Es lohnt sich, sein Werk zu entdecken, denn der Mann hat immer noch eine Zukunft.

Kunst

Abgründe der Seele

Rolf Hürzeler

Jenseits aller Regeln – Aussenseiterkunst,
ein Phänomen: Kartause Ittingen.
Bis 19. Dezember

Ein gezeichneter Kopf kann schmerzhaft sein – für den Betrachter. Fast körperliche Pein spürt man beim Anblick eines Selbstporträts des Berner Künstlers Philippe Saxer. Er hat seinen Seelenzustand mit starken, farbigen Strichen in vier Bildern festgehalten. Sie entstellen sein Gesicht, sie verzerren seinen Ausdruck, und sie lassen den Betrachter gedanklich nicht los. Der ausgebildete Gestalter Saxer lebte immer wieder in einer Klinik und schied 2013 im Alter von 48 Jahren durch Suizid aus dem Leben.

Eine kleine Auswahl des umfangreichen Œuvres Saxers ist derzeit im Thurgauer Kunstmuseum in der Kartause Ittingen bei Frauenfeld zu sehen. Die Ausstellung bietet einen Einblick in das künstlerische Schaffen von Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen.

Dabei handelt es sich nicht um Nischenkunst. Die gestalterische Schaffenskraft von Menschen in psychiatrischer Behandlung hat seit dem 19. Jahrhundert zusehends Anerkennung gefunden. Die Werke von Adolf Wölfli (1864–1930) sind beispielsweise in international anerkannten Sammlungen zu finden und auch in dieser Ausstellung vertreten.

Worte zur Verdeutlichung

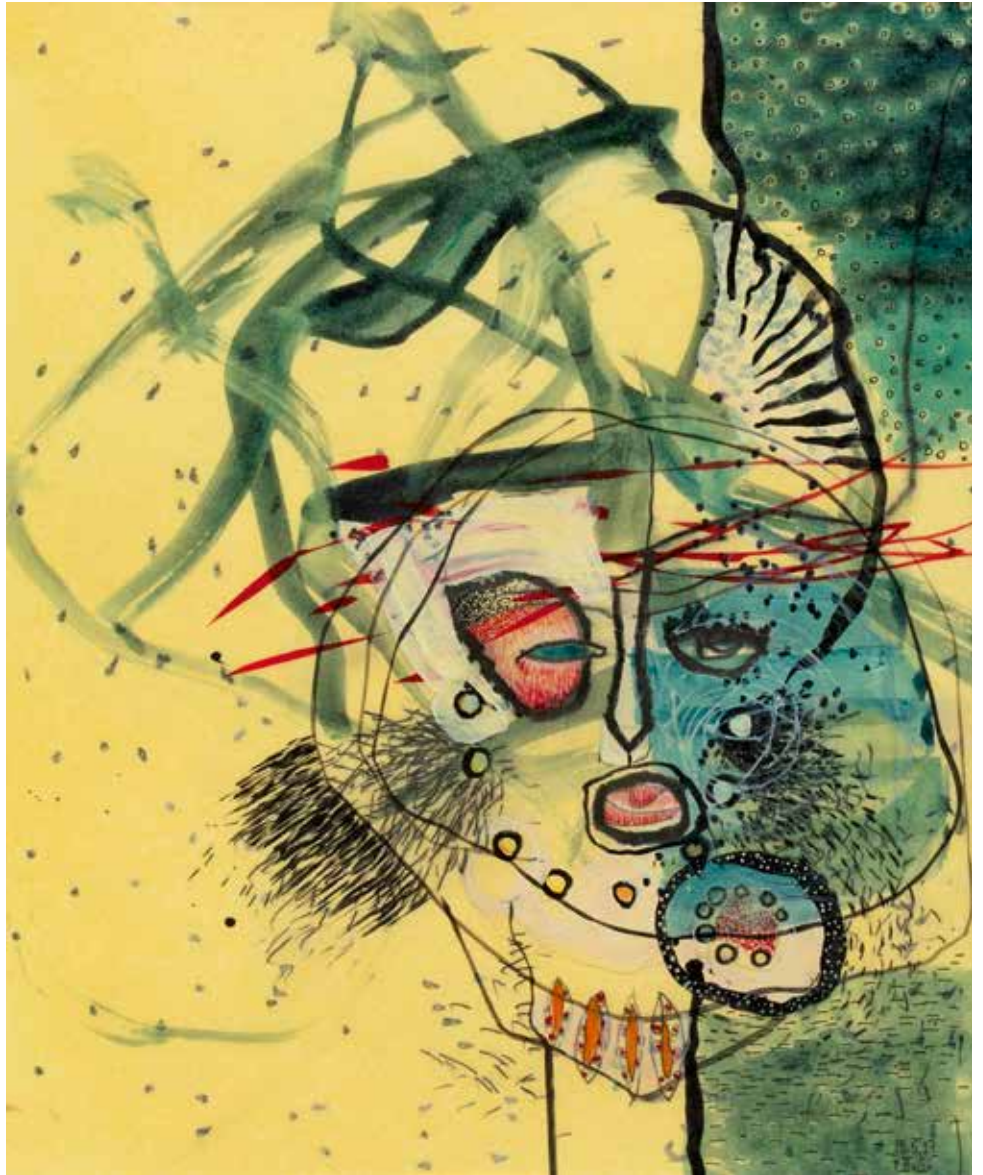
Die Thurgauer Ausstellung versammelt eine Auswahl aus dem Konvolut des Sammlers Rolf Röthlisberger. Der Germanist trug während Jahrzehnten mehr als 1200 Objekte zusammen, die er dem Kunstmuseum Thurgau

*Fast immer stehen Menschen
im Mittelpunkt, oftmals verbunden
mit ihrer Sexualität.*

überschrieben hat. Die Künstler haben diese Werke in Kliniken in der Schweiz, in Italien, Österreich und Russland geschaffen.

Darunter hat es Bilder, die dem Besucher so gleich auffallen, wie die Zeichnungen des tauben Österreichers Josef Hofer. Er setzte erotische Motive wie Bilder von Egon Schiele mit Bleistift und Farbstift eigenwillig auf Papier um. Er inszenierte die Vorlagen und reduzierte sie auf einzelne, ihm wichtig erscheinende Elemente wie die Körperhaltung oder die Bewegung.

Im umfangreichen Katalog zur Ausstellung ist beschrieben, wie der heute 76-jährige Hofer



Peinvolles Selbstporträt: Philippe Saxer, «Schreiender, 19.5.97».



Mischwesen Frau-Tier: Josef Bachler, «Katze» (1973).

arbeitete: «Seine Bilder entstanden in einem langsamen Prozess, in dessen Verlauf er alles um sich herum vergass und in einen tranceähnlichen Zustand verfiel.»

Hofers Arbeit ist kennzeichnend für die meisten Arbeiten der Thurgauer Ausstellung. Fast immer stehen Menschen im Mittelpunkt, oftmals verbunden mit ihrer Sexualität. In der formalen Sprache sind bei aller Vielfalt einzelne Elemente wiederholt erkennbar: So sind viele Werke kleinteilig gehalten, und Worte dienen oft der Verdeutlichung der Aussage.

Typisch dafür sind die Werke von Johann Fischer (1919–2008). Er zeichnete in seinem Werk «Unser Souveränes Austria» zwei Männer, die in einem Aquarium nach Fischen greifen. Der Künstler ergänzte die Darstellung mit Texten, die sich dem Betrachter kaum erschliessen: «Unser souveränes Österreich nicht braucht nicht mein nicht Fischemittagesspeisen nicht mein nicht und nicht mein nicht Fische.» Ironisch gemeint oder nicht? Man weiss es nicht und hat dennoch das Bedürfnis, den Mann verstehen zu wollen.

In solchen Momenten beschleicht den Besucher das unangenehme Gefühl, dem Voyeurismus zu verfallen. Wie weit sind Ein-

Ironisch? Man weiss es nicht und hat dennoch das Bedürfnis, den Mann verstehen zu wollen.

blicke in das Seelenleben von Patienten durch ihre Kunst für Aussenstehende zulässig? Und berühren diese Werke mehr, weil sie von psychisch Kranken geschaffen wurden?

Markus Landert, Direktor des Thurgauer Kunstmuseums, warnt in seiner feinfühlig gehaltenen Einführung zum Katalog davor, Aussenseiterkunst zu romantisieren: «Schnell werden das Schaffen und Leben von Klinikbewohnerinnen und -bewohnern oder von Randfiguren der Gesellschaft zu einer Idylle stilisiert.»

Innerer Schmerz

So ist hinter vielen Werken harte Arbeit erkennbar, etwa bei der Bernerin Margrit Roth (1955–2013), die als technische Zeichnerin tätig war und unter Depressionen litt. Sie entwarf mit Tusche und Aquarellfarben mit sicherem Strich menschliche Antlitze.

Die Körper sind weit über die Schmerzgrenze verrenkt und erscheinen wie Gefangene in Folterkammern. Margrit Roth soll laut dem Katalog besonders in schwierigen Lebensphasen kreativ gewesen sein und setzte somit ihren inneren Schmerz in packende Zeichnungen um.

Werke wie diese lohnen einen Besuch im Thurgauer Kunstmuseum. Auch wenn die gezeigten Werke für Aussenstehende mitunter schmerzhaft sind.

Klassik

Virtuose mit Mitteilungsdrang

Manuel Brug

Igor Levit und Florian Zinnecker:
Hauskonzert. Hanser. 304 S., Fr. 37.90

«Ich bin grundsätzlich ein offener Mensch, ich bin mir aber sehr bewusst, was ich über mich erzähle und was nicht.» Das sagt gegenüber der *Weltwoche* einer, von dem man inzwischen alles zu kennen glaubt – aus seinen Platten-Bestsellern, aus den umjubelten Auftritten, aus Tausenden nicht immer sonderlich reflektierten, aber unverstellten Twitter-Beiträgen, aus



den über fünfzig Hauskonzerten, die er zu Beginn der Pandemie im März 2020 bis zum Mai ebenfalls via Twitter von seinem privaten Flügel in Berlin-Mitte aus streamte. Und Hunderttausende schauten zu. Und jetzt gibt es seine Gedanken auch noch zwischen Buchdeckeln. Der Titel? «Hauskonzert» natürlich.

Konzerte unter Polizeischutz

Igor Levit, 34 Jahre alt. Deutscher Pianist russischer Herkunft. Er begeistert, wie er spaltet, er provoziert und polarisiert. Ist er ein Genie oder ein Scharlatan, Besserwisser oder toller Tastenzauberer, Einmischer, Aufrührer oder Befriediger? Auf jeden Fall ist er keiner, der sich mit der Enge der 88 Klaviertasten zufriedengeben will, der im Konzertkäfig sein Virtuositum raubtierhaft auslebt und sonst

stillschweigt. Igor Levit hat keine Vision, aber er besitzt einen Mitteilungsdrang und will sich nicht auf die sensible Künstlerseele reduzieren lassen. Er spielt ziemlich guten, zeitgenössisch zugespitzten Beethoven und hat auch sonst ein eklektisch überraschendes Repertoire, aber er will trotzdem über den Klimaschutz und die AfD sprechen. Er surft in der Liga der gegenwärtig berühmtesten Klassikünstler, ist aber auch bekenndes Mitglied der Grünen. Bei der Vorstellung seiner Beethoven-Box sass deren Fast-Kanzlerkandidat Robert Habeck im Publikum.

Mag auch der umwölkte griechisch-russische Dirigier-Guru Teodor Currentzis, Liebling beim Lucerne Festival, ebenfalls extreme Reaktionen herausfordern: Da geht es in der Regel nur um Musikalisches. Igor Levit ist – ähnlich wie vor ihm (auch in seiner Liebe zum Jazz) der grosse Friedrich Gulda – aber eben gleichzeitig ein sehr weltlicher, schneidend konkreter Künstler, der authentisch sein möchte. Auch wenn das ein umstrittener Begriff ist.

Seine schnell herausgeschossenen politischen Äusserungen sind selten wirklich radikal, sondern meist nur allgemein menschlich, und trotzdem eckt er an. Auch als atheistischer Jude, der für sein Leben gern jüdische Witze erzählt. Das trug ihm Morddrohungen ein, und er musste Konzerte unter Polizeischutz absolvieren.

Komplexe Künstlerseele

Intimität. Sich gehen lassen. Freiheit. Für Igor Levit findet das vor allem im Konzertsaal statt. Sagt er. Für manchen Solisten ein Albtraum, für ihn eine Tröstung. Gemeinsam einsam. In den letzten Monaten konnte auch er, der überall begehrte Solist, genau das nicht. Und trotzdem ist er einigermaßen kreativ mit diesem Unzustand umgegangen. «Es war für mich auch ein Jahr der Emanzipation», erzählt er im Gespräch. «Ich habe gemerkt: Ich will Musik machen, ich will diese aber auch teilen können. Und so war es gut, neben dem Spielen dieses für mich ungewöhnliche Projekt zu haben.»

Das Projekt: Nicht nur Aufnahmen für eine neue CD im Herbst mit Musik unter anderem von Schostakowitsch, sondern auch ein Buch – über sich, seine Verfasstheit. Es ist gemeinsam mit dem *Zeit*-Journalisten Florian Zinnecker entstanden. Durch den Lauf der Ereignisse dauernd Änderungen unterworfen, ein wenig geschwätzig, aber eben auch authentisch, tiefe Einblicke in eine komplexe Künstlerseele zulassend. Schon in der ersten Verkaufswoche war es bei Amazon «Bestseller Nr. 1. in Popmusiktheorie». «Wir haben uns gemeinsam auf dieses Projekt eingelassen. Auch wenn es letztlich ein ganz anderes Buch geworden ist, als es ursprünglich geplant war. Aber vielleicht ist das ja besser so.»



FBI unerwünscht: Der Chef der Bürgermiliz verhört in «Deadly Games» zwei Bundesbeamte.

Serien

Gebeutelter Held

Wolfram Knorr

Manhunt: Deadly Games (USA, 2020)
Idee: Andrew Sodroski. Mit Cameron Britton, Gethin Anthony, Arliss Howard. Auf Netflix

Natürlich wird man nie erfahren, wie Clint Eastwoods Kinoverision über den Security-Mitarbeiter Richard Jewell geraten wäre, wenn er zehn Stunden zur Verfügung gehabt hätte wie die fast zur gleichen Zeit in Angriff genommene Miniserie «Deadly Games» aus der Anthologie «Manhunt». In der ersten Staffel ging es um den «Unabomber», in der neuen um den «hero bomber», eben jenen Richard Jewell, der während der Olympischen Spiele in Atlanta Hunderte Menschen vor einer Katastrophe rettete – und in die Mühlen öffentlicher «Hinrichtung» geriet.

1996 richtete Atlanta die Olympischen Sommerspiele aus, eingeleitet von einem grossen Volksfest. Richard Jewell, ein übergewichtiger Mittdreissiger, ein Wichtigtuer, der noch bei seiner Mutter lebte, immer wieder gefeuert wurde, hatte sich einen Job als Wachmann geangelt. Unter einer Parkbank fand er einen Rucksack, der ihm nicht geheuer schien. Er informierte die Polizei, die ihn zunächst verspottete. Aber er verhinderte ein Massaker, obwohl die Bombe hochging. Die Medien bejubelten ihn als Helden, das FBI brauchte einen Täter. Hilfreich war der Tipp eines Hochschulleiters: Jewell war in dessen Institut Hausmeister gewesen und den Studenten gegenüber als jähzornig aufgefallen. Man habe ihn deshalb entlassen, er galt als gefährlich.

Das FBI war dankbar für den Hinweis und begann zu recherchieren – mit dem Ergebnis, dass Jewell ein «heisser» Kandidat wurde: Beim Militär hatte er mit Bomben zu tun gehabt. Hatte er die Bombe gelegt, um in die Medien zu kommen, endlich ein Held zu werden? Mit fieson, juristisch unhaltbaren Methoden wurde Jewell vernommen, in die Täterschaft (fast) hineingeworfen und das «Ergebnis» an die Medien durchgestochen: Von einem Tag auf den anderen wurde aus dem Helden ein Mörder. Die Medien-Geier flatterten um sein Haus und hackten auf ihm herum. Der mit ihm befreundete, wenig erfolgreiche Anwalt Watson Bryant half ihm aus der Bredouille.

Albtraum ohne Ende

So weit die Story. Eastwood konzentrierte sich auf den Tölpel Jewell, der in ein Purgatorium stolpert, regelrecht gegrillt wird, aber dann doch wie ein Phönix wieder aus der Asche steigt, dem alten hollywoodschen Prinzip der Katharsis folgend. In Wahrheit hat sich das FBI bis heute weder entschuldigt noch seine Meinung revidiert. Hartnäckig hält sich der Eindruck, Jewell sei doch der Täter.

Clint Eastwood, bekennender Republikaner, zeigt in seinen Filmen immer wieder ein Faible für couragierte Menschen, die sich staatlichem Bürokratismus widersetzen. Richard Jewell, der arme Wicht, der von Behörden und Medien verfolgt wurde, ist einer von ihnen, und seine Rolle ist mit Paul Walter Hauser fabelhaft besetzt. «Richard Jewell» endet mit dem Hinweis auf weitere Bombenattentate, was Jewells Unschuld zusätzlich beweisen sollte. Das FBI aber folgte einer anderen Theorie: Jewell war kein Einzeltäter, er hatte einen Mitwisser, der fernab in North Carolina Bomben schmiss, um das

FBI von Jewell abzulenken. Aber eben: Eastwood hatte keine zehn Stunden zur Verfügung.

Die hatte die Miniserie «Deadly Games», und sie konnte wahrheitsgetreu schildern, wie der Albtraum von Jewell – verkörpert von dem ebenfalls grossartigen Cameron Britton – in die nächste Runde ging. Medien und Öffentlichkeit hackten weiter auf ihm herum, das FBI liess ihn rund um die Uhr nicht aus den Augen, war aber auch gezwungen, in North Carolina zu ermitteln. Daraus wurde die umfangreichste Hatz in der Geschichte des FBI.

Aber der Bomber war partout nicht zu fassen, und der örtliche Sheriff wusste auch, warum: Die Beamten und Soldaten verhielten sich so rücksichtslos wie eine Besatzungsarmee, was dazu führte, dass die Einheimischen den Bomber in Schutz nahmen, gar zu verehren begannen. Eine lokale Miliz fand den Bombenleger, Eric Rudolph, der die Hillbillies um den Finger wickelte, sich zum Freiheitskämpfer stilisierte und sich von ihnen versorgen und über den Stand der Entwicklung informieren liess.

Serienmacher Andrew Sodroski macht das Scheitern des FBI am fiktiven Leiter Jack Brennan fest, der für das Totalversagen seiner Behörde geradestehen soll. Zwischen Brennan und der skrupellosen Lokalreporterin Kathy Scruggs agiert der Sprengstoffexperte Earl Embry, der noch die winzigste Faser im Zusammenhang einer Explosion penibel untersucht und früh erkennt, dass die Bomben in North Carolina identisch sind mit jener in Atlanta. Auch Sodroski kann sich um ein Happy End nicht drücken, aber seine Langversion wartet mit genauen Beobachtungen auf: Bei der Darstellung der Provinzler wird einem sofort klar, warum sie Trump wählten. Dafür allein lohnt sich «Deadly Games».

Social Media

Selfies aus der Vergangenheit

Anton Beck

Ich bin Sophie Scholl. Regie: Tom Lass.
Mit Luna Wedler. Instagram

In der Literatur und in Filmen ist *alternate history* ein bekanntes Phänomen. «Was wäre, wenn...» ist dabei die entscheidende Frage. Die interessanteste *alternate history* dieses Frühlings findet sich allerdings nicht in einem Roman und auch nicht auf Netflix, sondern auf Instagram, dem mittlerweile wohl wichtigsten sozialen Medium, auf dem alle ihr Leben in Fotos und Filmen mit der Öffentlichkeit teilen können. Da gibt es zu sehen, wie Justin Bieber seine neue Frisur präsentiert oder wie der eigene Nachbar den Sonntag verbrachte; und seit Ende April nun eben auch, wie der Alltag von Sophie Scholl aussah, der Kämpferin gegen das Nazi-Regime in der bekannten Widerstandsgruppe «Weisse Rose».

Tücken und offene Fragen

Was wäre, wenn Sophie Scholl 1942 ein Smartphone und einen Instagram-Account gehabt hätte? Diese Frage stellt sich das Projekt des Südwestrundfunks und des Bayerischen Rundfunks, in dem die letzten zehn Monate ihres Lebens nachempfunden werden. Interessant ist das, weil Luna Wedler, die Sophie Scholl spielt, die Sprache der 1940er Jahre übernimmt, gleichzeitig den Selfie-Modus so leichthändig und selbstverständlich benutzt wie jeder Teenie heutzutage. Etwa, wenn ein Video mit der Nachricht «Überraschungspaket von Mama! Da sind richtige Schätze dabei! Mein erster Geburtstag als Studentin» auf dem Bildschirm auftaucht. Dazu ein Party- und ein Torten-Emoji. Wenn einen als Zuschauer ein Smartphone-Video in ein Uni-Ge-



Dazu ein Emoji: Schauspielerin Wedler.

bäude führt, wirkt das wie ein Posting von heute. Lediglich Details, etwa die roten NS-Flaggen im Hintergrund, brechen die Illusion.

Wer den Account verfolgt, den das dahintersteckende, mehrköpfige Team täglich mit aufwendig produzierten Beiträgen bespielt, kommt Sophie Scholl tatsächlich näher, als es durch einen Dokumentarfilm möglich wäre. Denn wer durch all die Fotos von Freunden und Promis scrollt und dann irgendwo dazwischen auch Selfies von der vermeintlichen Sophie Scholl sieht, mag für den Bruchteil einer Sekunde vergessen,

Was wäre, wenn Sophie Scholl 1942 ein Smartphone und einen Instagram-Account gehabt hätte?

dass es sich um ein Filmprojekt und nicht um den Alltag einer deutschen Aktivistin handelt.

Doch die Kombination aus Social Media und *alternate history* hat auch ihre Tücken. Denn angenommen, Instagram und Smartphones wären 1942 schon auf dem Markt gewesen, wie hätte dann wohl die Kommunikation innerhalb der «Weissen Rose» ausgesehen? Hätte Sophie Scholl tatsächlich Videos online gestellt, in denen sie nationalsozialistische Zeitungen als «Propagandazeitungen» verflucht hätte – wohlwissend, dass sich in den sozialen Medien von 1942 wohl auch viele Nazis getummelt hätten?

Und wäre durch dieses kleine alternative Detail, das Smartphone, nicht ohnehin die ganze Geschichte anders verlaufen? Mit der Möglichkeit, von überall anzurufen und Textnachrichten zu verschicken, hätte sich Widerstand ganz anders formieren und organisieren können; auch die Kontaktaufnahme mit Menschen im Ausland wäre leichter gewesen.

Womöglich ist die Frage, die das Projekt stellt, dann also doch eher: Was wäre, wenn Sophie Scholl mit Filmen und Fotos aus der Vergangenheit mit uns kommunizieren könnte? Und die Frage, die wir stellen müssten: Was würden wir ihr antworten?

Jazz

Der Kern des Songs

Peter Rüedi

Tim Berne, Chris Speed, Reid Anderson, Dave King: Broken Shadows. Intakt CD 362

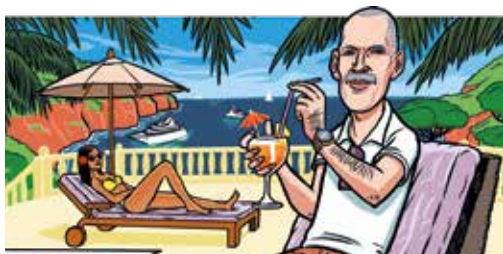
Nicht dass die Musik des Quartetts, das sich nach einem Titel von Ornette Coleman Broken Shadows nennt, Erklärungen nötig hätte. In seiner expressiven – in früheren Zeiten hätte man gesagt: zu Herzen gehenden –, enthusiastischen Lebensfreude (und gelegentlich Lebenstrauer) kommt dieser Jazz der starken Gefühle ohne Übersetzung aus. Aber selten habe ich *liner notes* gelesen, die sich so sehr auf dem Niveau der Musik bewegen, mit der sie sich beschäftigen. Sie stammen von Branford Marsalis, dem Tenorsaxofonisten, der in ihnen das Album seiner Kollegen sowohl feiert wie als Musterfall eines inspiriert freien, ja entfesselten, aber ebenso eng dem melodischen Kern der «Songs» verpflichteten Improvisierens interpretiert.

«Das Schwierigste in der Musik ist immer noch, eine Melodie von einigen Takten zu schreiben, die sich selbst genügen kann», zitiert Marsalis Darius Milhaud. Eben das gelinge dem Altsaxofonisten Tim Berne, dem Tenorsaxofonisten Chris Speed, Reid Anderson am Bass und Dave King am Schlagzeug auf beispielhafte Weise. Indem sie sich mit Erfindungen des grössten Melodikers des sogenannten freien Jazz auseinandersetzen, Ornette Coleman, nebst zwei Stücken von Julius Hemphill und je einem von Dewey Redman und Charlie Haden, drei weiteren Meistern aus der Geschichte der geerdeten Jazz-Avantgarde. So entstanden zwölf «Songs, die man am liebsten in die Tasche stecken und mit nach Hause nehmen würde. In einer Zeit, in der Songs als Vehikel für Improvisationen behandelt werden, ist bei dieser Band das Vehikel der Song.»

Broken Shadows ist ein Quartett aus freien Musikern, über die Jahrzehnte in unterschiedlichen gegenseitigen Projekten erprobt, aber bei aller explosiven, gelegentlich anarchischen Energie immer an alten Qualitäten wie melodischer Eindringlichkeit und einem mitreissenden Swing orientiert. Sie fanden 2017 in Brooklyn NY zusammen, in erster Linie zum eigenen Vergnügen, mit vier Grundregeln (sagt Marsalis): keine Eigenkompositionen, keine Proben, keine Noten auf der Bühne und, implizit, mit der Verpflichtung zu kurzen Soli. So entsteht eine fast beispiellos intensive, gleichzeitig freie und konzentrierte, enorm swingende Musik, «innovativ» in jedem Detail, aber nicht im proklamierten Anspruch. Zweifelloso ein Anwärter auf den Titel «CD des Jahres».



LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Wir müssen über Covid reden

Mark van Huisseling

Wenn man zurzeit einen Bekannten oder eine Bekannte auf der Strasse trifft, was eher selten passiert, da weniger Leute im öffentlichen Raum unterwegs sind als auch schon, verläuft der Smalltalk ungefähr in dieser Art: «Na, und wie geht's dir denn so?» – «Gut, also das heisst, den Umständen entsprechend gut, natürlich. Und dir?» – «Ja, genau, gut, also den Umständen entsprechend natürlich.»

Mit anderen Worten: Man verbiegt sich, um nicht vom schmalen Grat des Sauberen, des sozial Verträglichem zu fallen und auf unreinem Boden neben Covid-19-Profiteuren respektive Pandemiefolgen-Verharmlosern aufzuschlagen. Was Ihrem Kolumnisten auf die Nerven geht.

Vor einigen Monaten war es der Satz «Bleiben Sie gesund», der bei ihm das Verlangen auslöste, eine Konversation abubrechen respektive die E-Mail, an deren Fuss die Wörterhülle aufschien, unbeantwortet zu löschen. Und den Namen des Versenders ebenso. Weil «wohlmeinende Wünsche aggressiv machen können» (NZZ).

Inzwischen ist's der Versuch, sich als jemanden darzustellen, dem/der es selbstverständlich gutgeht – man ist schliesslich seines Glückes Schmied –, der/die aber, logisch, auch reichlich Empathie für Mitmenschen hat beziehungsweise Verständnis dafür, dass sich nicht alle in einer vergleichbar bevorzugten Lage befinden wie man selbst. Weshalb man dem Mir-geht's-gut-Bekanntnis einen Haftungsausschluss hinterherschickt.

Einen Augenblick bitte, das Gespräch nimmt einen anderen Verlauf, wenn Ihr Kolumnist daran beteiligt ist: «Na, und wie geht's dir

denn so?» – «Gut, das heisst: Mir ist langsam langweilig. Weil nichts läuft, ich mich kaum verschiebe und es noch eher wenig gibt, auf das man sich bereits verbindlich freuen darf», erwidert er. «Und bei dir?» Ist die Schrecksekunde, die immer eintritt, wenn einer was politisch Unkorrektes geäussert hat, erst mal überwunden, entgegnet die Mehrheit meiner Bekannten: «Geht mir genau gleich», oder etwas Ähnliches. Und scheint erleichtert dabei.

Dann ist ja alles gut

Wir haben es mit einem *first world*-Problem zu tun, einverstanden. Wie sozusagen immer in dieser Spalte. Was in Ordnung ist, schliesslich leben wir in der ersten und besten Welt dieser wunderbaren Welt, finde ich (zudem: Wer's nihilistisch mag und lernen möchte, dass wir es ziemlich sicher demnächst mit Übersterblichkeit in bedrohlichem Ausmass zu tun bekommen, weil Restaurantterrassen wieder offen sind, dem empfehle ich das Lesen des *Tages*-«Vorsicht bleibt das Gebot der Stunde»-Anzeigers).

Wie war das noch mal – «Wenn man zurzeit Bekannte trifft, was selten passiert, da weniger unterwegs sind als auch schon» Grund dafür ist nicht bloss, dass viele ihr Home-Office-Castle kaum mehr verlassen. Sondern auch, dass viele gar nicht erst hier sind. Ich erinnere mich an

No regrets, keine Reue, weshalb auch. Wie schreibt man «Solidarität» noch mal?

keinen Monat Mai, den ähnlich viele Leute aus Zürich in Dubai, Florida oder auf Mallorca verbrachten, an Orten somit, an denen es entweder kaum Covid-Fälle respektive -Tests gibt oder wo's wenigstens warm genug ist, dass man sich während des Apéros auf einer Terrasse keine Lungenentzündung holt.

Das ist dann wohl der Blick auf die allerersten Bewohner der ersten Welt beziehungsweise die obersten 10 Prozent der obersten 10 Prozent – die, die es nicht nötig haben, sich hier mit Luxusproblemen wie Langeweile oder kühlem, regnerischem Wetter rumzuschlagen. Die stattdessen an irgendeinem warmen Ort mit lockeren Corona-Regeln chillen. Und sich dabei, so tönt's, prima fühlen. *No regrets*, keine Reue, weshalb auch. Wie schreibt man «Solidarität» noch mal? Der anderen Hälfte rate

ich, mit Zuversicht auf die kommende Sitzung des Bundesrats zu warten. MvHs Redaktionschluss war kurz zuvor, weshalb er voraussagt – im Wissen, dass Prognosen schwierig sind, vor allem, wenn sie die Zukunft betreffen: Weitere Erleichterungen werden kommen. Und Restaurants etwa bald wieder öffnen dürfen, richtig öffnen, nicht bloss wenige zugige Plätze anbieten auf «Terrassen» ohne Platanen, Panorama oder *peace and quiet*.

Dann ist ja alles gut. Also den Umständen entsprechend gut, natürlich, nicht wahr? Haha, *gotcha*, reingefallen.



UNTEN DURCH Lügenmanöver

Linus Reichlin

Beim Lügen machen sich die meisten Leute etwas vor. Sie glauben, dass das Lügen dem Menschen in die Wiege gelegt ist und dass es ganz ohne Ausbildung jedem gelingt, einen anderen erfolgreich zu täuschen. Folglich bleiben diese Leute ein Leben lang Amateure, um nicht zu sagen Stümper, die aus dem Stegreif lügen, ohne jedes Konzept. Den meisten dieser ewigen Anfänger merkt man die Lüge schon an, wenn sie sich an der Wange kratzen, bevor sie sagen: «Also, ich wollte dich eigentlich anrufen, aber ...» Oder wenn es Chirurgen sind, sagen sie mit übertrieben festem Blick: «Wir haben unser Bestes getan, Frau Müller, aber ...» Wenn es Automechaniker sind, wischen sie sich die Hände viel zu lange mit einem schmutzigen Tuch ab und sagen: «Wir mussten auch die Zündkerzen auswechseln, die waren ...» Sie sind so von ihren dilettantischen Lügen überzeugt, dass man nur mit dem Kopf zu nicken braucht, damit sie glauben, dass man ihnen glaubt. Sie haben keine Ahnung von den höheren Dimensio-

nen des Lügens und davon, dass die höchste Stufe der Verlogenheit darin besteht, einen anderen glauben zu machen, dass man seine Lüge für die Wahrheit hält. «Ich schätze Ihre Arbeit durchaus», sagt der Chef – und man antwortet: «Das freut mich unglaublich! Ich Ihre auch.» Man hat seine Lüge mit einer Doppellüge gekontert, von denen die zweite die grössere war.

Ein so raffiniertes Lügenmanöver könnte jedem gelingen, der sich die Mühe macht, sich psematologisch weiterzubilden. Als Bill Clinton während der Lewinsky-Affäre in die Kamera hineinsagte: «I did not have sexual relations with that woman . . .», konnte er dies nur deshalb so überzeugend tun, weil er ein trainierter Psematologe war. Man wird in den obersten Etagen der Macht niemanden antreffen, der wie ein Kellner in einem italienischen Restaurant lügt («Alle Pasta fatta in casa!»). Man wird in diesen Kreisen niemanden sehen, der sich beim Lügen durch kleine Unbehaglichkeitsgesten entlarvt, wie etwa Zupfen am Ohrfläppchen, Versteifung des Oberkörpers, Reiben des Kinns.

Aber damit wir uns nicht falsch verstehen: Die Erfolgreichen, psematologisch Gebildeten lügen keineswegs öfter als der durchschnittliche Gelegenheitslügner von der Strasse. Sie lügen nur besser, zwangsläufig. Denn sie verkehren täglich mit Menschen, die über dieselben exklusiven psematologischen Fähigkeiten verfügen wie sie: Hier wird mit gleich langen Klingen auf höchstem Niveau gelogen. Und nicht auf dem allerniedrigsten, wie wenn zum Beispiel mein Freund Bruno zu mir sagt: «Ich esse jetzt nur noch Bio-Fleisch.» Wie alle am Ende der gesellschaftlichen Skala beheimateten Leute lügt Bruno, wenn er den Mund aufmacht. Dabei zupft er unablässig an seinem Ohrfläppchen, sein Oberkörper versteift sich, und zum Schluss reibt er sich das Kinn.

Er lügt wie der berühmte Gorilla Koko, der die Gebärdensprache beherrschte und sogar ein Haustier besass, ein kleines Kätzchen, dass er über alles liebte. Als Koko einmal in seinem Gehege ein einzementiertes Wasserbecken zertrümmerte, sagte er nachher in Gebärdensprache zu den Tierpflegern: «Das Kätzchen hat das gemacht.» Koko starb, ohne es beruflich zu etwas gebracht zu haben.

«Das sollte dir eigentlich eine Warnung sein», sagte ich zu Bruno, «du solltest endlich

dein Lügen verbessern.» – «Ich will gar keine Karriere machen», sagte Bruno und zupfte an seinem Ohrfläppchen. «Was glotzt du so», sagte er, «das ist die Wahrheit!» Aggression plus Beteuerung, dass man die Wahrheit sage: zwei typische Fehler des Wald- und Wiesenslügners. Ich begann zu weinen und sagte: «Es tut mir leid, Bruno, du bist ein so aufrichtiger Mensch, und ich habe daran gezweifelt, bitte verzeih mir.»



FAST VERLIEBT

Verrannt

Claudia Schumacher

«Eigentlich sind wir sehr glücklich», erzählte mir neulich eine Freundin beim gemeinsamen Spaziergang: «Alles ist super, aber . . .» Und während wir bei schönstem Sonnenschein an den Schwänen und den aufblühenden Büschen vorbeiflanierten, klagte sie rund neunzig Minuten lang über all die «Kleinigkeiten», die sie an ihrem Freund nerven.

Da wäre seine Aufschieberitis, alles passiert immer erst morgen, also nie. Oder seine Unsportlichkeit: Nicht mal Wandern am Wochenende ist drin! Hinzu kommt seine Verklärung des Grossstadtlebens, während sie doch viel lieber bald in die Provinz ziehen würde. Das müsste man eigentlich alles mal besprechen, in Ruhe, Lösungen finden – wenn er nur nicht so konfliktscheu wäre! Grrr.

Je länger ich ihr zuhörte, desto mehr gewann ich den Eindruck, dass es hier überhaupt nicht um Kleinigkeiten geht, sondern um ziemlich zentrale Dinge, die sie tierisch aufregen. Sie und ihr Freund sind erst seit ein paar Monaten zusammen. Und schnell zusammengesogen

Hat sie sich vielleicht in den Falschen verrannt und redet sich jetzt alles schön?

Meiner Generation wird ja gerne vorgeworfen, sie probiere es gar nicht mehr richtig: «Beziehungsunfähig» heisst das Schlagwort. Die Jungen beißen nicht mehr, können sich nicht entscheiden, haben das Festhalten verlernt: So lautet die übliche Anklage. Millennials, verloren im Tindergarten der endlosen Möglichkeiten.

Ich glaube, das ist nur die halbe Wahrheit. Oft liegt das Problem vielmehr daran, dass wir uns zu schnell auf Beziehungen einlassen.

Nach dem ersten oder zweiten Date gleich zusammen im Bett landen? Warum nicht. Wir sind doch offen, nicht verklemmt. Nur, sagen wir mal, das erste Date findet an einem Freitag statt, dann zieht es sich vielleicht schnell mal bis zum Sonntag hin. Und ohne Zeit zum Nachdenken wacht man nach dem ganzen Kuscheln am Montag plötzlich in einer Beziehung auf, ohne sich je wirklich kennengelernt zu haben.

Wer sich am Anfang aber genügend Zeit lässt, kommt womöglich schneller ans Ziel. Ich kenne viele Leute, die sich dauernd in Beziehungen wiederfinden, die nach etwa einem Jahr scheitern – und zwar an Themen, die man vorher hätte klären können.

Es gibt Probleme, Fragen und Herausforderungen, die man als Paar zusammen meistern kann. Eine verstopfte Toilette vielleicht, ein unterschiedlicher Einrichtungsgeschmack oder die Frage, wie viel Zeit jeder für sich braucht. Der Charakter des anderen gehört aber nicht zu den lösbaren Problemen.

Will man sich nicht ewig ärgern, sollte man sich die Zeit nehmen, sich erst mal tiefergehend kennenzulernen. Warum die Dinge nicht ruhig mal ein paar Wochen in der Schwebe halten und geniessen? Auf dem Boden der Tatsachen landet man bestimmt noch früh genug.



«E-Mails lesen nach 17 Uhr? Das gibt einen saftigen Stressezettel für Ihren Chef.»

Hängemattendasein

Wo sich der Mensch selber findet.



Illusion von Zeitlosigkeit.

Definitiv seit dem Holozän grübelt der Mensch über sich selber nach. Fragt sich, wer er ist und warum er ist und ob er nach seinem Tod noch sein wird. Die Geschichte der Auseinandersetzung des Menschen mit sich selber in der Hoffnung auf ein wenig Licht im Erkenntnisdunkel ist, so zeigt die Erfahrung, eine voller unüberwindbarer Grenzen, und es scheint, dass nach jedem gefundenen Puzzlestück das grosse Bild stets noch diffuser wird.

Um zur spärliche Antworten tröpfelnden Quelle seiner Existenz in seiner Denk- und Gedankenlandschaft zu gelangen, hat er im Laufe der Zeit einiges ausprobiert. Er lief, wie die Peripatetiker, den Kopf gebeugt, durch Wandelhallen, in der Hoffnung, dass die Bewegung ihn zum Wissen trüge. Er setzte sich kleine Ewigkeiten lang unter Bäume und hoffte, seine Seele möge einem verborgenen Fluss folgen und den Weg zur Quelle finden. Er verabreichte sich vergorene Säfte, um sein Bewusstsein vom Hier und Jetzt zu entfesseln, um ein fragloses Paradies zu finden oder ein beredtes Nirwana.

Oder er sass tief gebeugt bei Kerzenlicht über einem Tisch, rang mit dem Wesen der Vernunft, jenem der Vergänglichkeit, den Rätseln des Logos, zog Götter in Betracht und verwarf sie wieder, und manchmal dachte er zu begreifen, aber was er begriff, hatte kaum mehr als das Ausmass einer ganz kleinen Galaxie in der Unendlichkeit des Universums. Und sich selbst schien er nie zu begreifen.

Da war seine Fähigkeit, sich die Welt untertan zu machen, Bauwerke zu erschaffen, die der Vergänglichkeit zu trotzen schienen, er lernte, Feuer zu nutzen, Werkzeuge herzustellen, Flussläufe zu korrigieren, er erfand das Rad, die Schrift, Zahlen, Verhütungsmittel, er komponierte Musik, deren Noten wie die Partitur des Kosmos schienen, er lernte Krankheiten besiegen, erfand Geräte, die ihn fliegen liessen. Dann aber war er wieder wie von Sinnen, ein Halbgott der skrupellosen Zerstörung, gefangen im Monströsen des Menschlichen. Wer sind wir?

Kämpfen oder kapitulieren?

Das waren die Gedanken, die mir an einem dieser raren, von der Sonne beschienenen Maitage durch den Kopf schaukelten. Der Morgen war durchdrungen von einigen der vielen Niederungen des modernen Menschseins in Wohlstandsnationen; gefühlt ein halbes Leben verbummelt bei der Parkplatzsuche, ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit nach der Zeitungslektüre, die Arbeit am Roman erneut aufgeschoben, in der Bäckerei waren die Croissants ausverkauft, und auf der Terrasse der Espresso-Bar erzählten sich zwei alte Frauen laut die Wehwehchen ihrer Hunde (Abszess am Hintern, er mag nur das eine Hundefutter). Der Mensch, dachte ich, mag vieles sein, noch viel mehr aber ist er nicht, und ich sehnte mich nach einem griechischen Kafonion voller Ouzo trinkender alter Männer, die sich matt auf ihren Stöcken abstützen.

Ich habe Übung mit solchen Morgen, wenn das Dasein so unangenehm ist wie Hundekot unter den Fusssohlen. Es gibt nur zwei Möglichkeiten, wie immer: kämpfen oder kapitulieren. Im Kämpfen bin ich ganz passabel, im Kapitulieren grossartig. Also ein weiterer Tag als Tagedieb. Ich stieg in mein Auto und fuhr davon. Ich kannte einen abgeschiedenen Hügel im Elsass, auf dem zwei Bäume standen und von dem man so weit in die Landschaft sah, dass man das Gefühl hatte, sie wäre eine ganze Welt.

Ich spannte meine Hängematte zwischen die Bäume, legte mich hinein und gab mich ihr hin. Ich war unverzüglich überzeugt, dass das Unglück der Menschen in unseren Breitengraden darin bestand, dass sie viel zu oft auf Stühlen sitzen und viel zu wenig in Hängematten liegen. In ihrem sanften Schaukeln findet der Mensch all die Dinge, die ihm bisweilen abhandengekommen scheinen, vor allem Geborgenheit und eine Illusion von Zeitlosigkeit. Das mag am Schaukeln liegen, diesem Spiel mit der Gravitation und der Zentrifugalkraft, der Urbewegung von allem.

Ich dachte nach über mich, ob ich mich mag so als Mensch, über mein Leben, das Leben, über das Menschsein, und warum es gelegentlich so mühsam bleiern scheint und ob wir das nicht können oder ob wir das verlernt haben bei all dem Nachdenken über Leben: einfach darüber zu lachen und zum Teufel mit dem Rest.

Glücksbringerin im Kostüm

Nach neun Jahren steht der FC Luzern wieder im Cupfinal. Maskottchen Jana Ach, 23, würde sich über den Sieg freuen.

Ich studiere Psychologie an der Uni Bern. Um meine Wohnung in Luzern zu finanzieren, habe ich mehrere Nebenjobs: Ich arbeite im Verkauf, in der Steuerverwaltung, an der Luzerner Messe und beim Fussballklub Luzern. Unter normalen Umständen verkörpere ich dort das Maskottchen «Siegfried», den helleren Löwen. Mit «Leu», dem zweiten Maskottchen zusammen, sind wir die «FCL Leuenbandi». Am Matchtag stehen wir vor dem Stadion, um zu unterhalten und zu animieren – vor allem Familien. Ich gebe *high fives*, posiere für Selfies oder mache Seich: Ich piesacke Leute, klaue ihnen den Hut und renne davon. Kinder finden das toll!

Erwachsene sind mit steigendem Alkoholpegel anstrengender. Und im Sommer ist es nicht so angenehm, im Kostüm zu stecken. Wenn der Match beginnt, habe ich meinen Job fürs Erste erledigt und schaue dem Spiel zu. In der Halbzeit mache ich die Pausenrunde, winke und Sorge für Stimmung. Nach dem Schlusspfiff verabschiede ich die Zuschauer. Am schönsten finde ich die Freude, die ich auslöse, vor allem bei Kindern. Wenn sie mich sehen, vergessen sie alles um sich herum und wünschen sich allerlei von mir – zum Beispiel, dass ich einen «Fortnite»-Dance mache. Dann denke ich mir: Ich kann das zwar nicht, aber ich probier's – es weiss ja niemand, dass ich es bin, die rumalbert. Von den 10 000 Leuten im Stadion wissen die allerwenigsten, wer «Siegfried» spielt.

Schon als Kind hatte ich Freude an verkleideten Figuren. Im Europapark erwartete ich immer einen Mann im Kostüm. Mit dieser Annahme bin ich nicht alleine: Als Maskottchen werde ich häufig mit männlichen Pronomen angesprochen, nicht selten höre ich, ich sei ein «geiler Siech». Wieso das so ist, weiss ich nicht. Es stört mich aber auch nicht. Die meisten sind dann überrascht, wenn ich verrate, dass «Siegfried» eine Frau ist.

Nach der Welle

Aufgewachsen bin ich im ländlichen Teil von Kriens. Meine Eltern sind Informatiker. Ich wollte Tierärztin werden. Reiten war meine Leidenschaft, bis ich mir das Steissbein brach. Seither halte ich mich mit Badminton und Tennis fit. Für nächstes Jahr, wenn ich meinen Master beende, plane ich eine Weiterbildung in Uster. Ich möchte Sexologin werden. Sexualtherapie interessiert mich, vor allem in Zu-

sammenarbeit mit Querschnittsgelähmten. Mit dem FC Luzern kam ich mit dreizehn in Kontakt. Ich hatte eine Phase, da stand ich in der Fan- kurve; das Fieber liess nach zwei Saisons nach. Zufällig bewarb ich mich 2017 als Maskottchen, als ich auf der Suche nach einem Nebenjob war. Weil ich zuverlässig und flexibel bin, war ich für den Verein ein Glücksfall, denn meine Partner wechseln ständig. Spezielle Fähigkeiten waren nicht gefragt, keine Stunts und Tricks. Weil ich nicht das Gefühl hatte, zu ersticken, als ich das



«Hopp Lozärn!»: Fussballfan Ach.

Kostüm anzog, hatte ich bestanden. Beim ersten Einsatz fühlte ich mich dann ziemlich verloren, weil ich den Ablauf nicht kannte. Auch die riesigen Füsse und die eingeschränkte Sicht waren eine Herausforderung. Ich dachte mir: Bitte nicht umfallen! Dieser Gedanke verflog mit der Zeit; wenn ich heute stürze, nehme ich das locker – die Zuschauer amüsiert das sogar.

Nach Siegen drehe ich mit den Spielern eine Ehrenrunde. Nach der Welle mit den Fans ist es für mich Zeit, mich aus dem Staub zu machen. Sonst riskiere ich, umgeschubst und «gehügelt» zu werden. Es kam zweimal vor, dass die Spieler auf mich raufsprangen. So weit wird es nach dem Cupfinal gegen den FC St. Gallen nicht kommen. Wegen Corona werde ich nicht gebraucht – wozu auch, bei einem Geisterspiel? Trotzdem hoffe ich, dass es der FC Luzern packt.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Inquisition

Gerber: Wer brennt da auf dem Scheiterhaufen?

Köhler: Das sind Verschwörungstheoretiker.

Gerber: Diese Omnipotenzleugner, die behaupten, die Kirche sei fehlbar?

Köhler: Du meinst die Alleinseligmachungsleugner. Das sind diejenigen, welche bloss die Alleinseligmachung der Kirche leugnen. Die Omnipotenzleugner hingegen leugnen die Unfehlbarkeit des Papstes. Aber diese Verschwörungstheoretiker, die hier gerade verbrannt werden, sind andere. Das sind solche, die behaupten, die Erde sei eine Kugel.

Gerber: Aha! Scheibenleugner!

Köhler: Ja, genau. Alles Faktenleugner.

Gerber: Es ist unglaublich, was für abstruse Verschwörungstheorien die Runde machen. Da bleibt der Kirche ja nichts anderes übrig, als hart durchzugreifen. Dass man die Wahrheit nur unter Androhung der Todesstrafe durchsetzen kann, zeigt, wie dumm das Volk ist. Wo doch jedem, der auch nur einen Funken Verstand besitzt, klar sein müsste, dass von einer Kugel runterfallen würde, wer nicht zufällig gerade zuoberst in der Mitte steht.

Köhler: Auf die Scheiterhaufen, die dort drüben aufgeschichtet werden, kommen übrigens morgen diese neuen Zentrumsleugner.

Gerber: Welche sind das schon wieder?

Köhler: Das sind die Anhänger einer grotesken Verschwörungstheorie, die besagt, die Erde drehe sich um die Sonne.

Gerber: Da kann man Tag für Tag der Sonne zuschauen, wie sie sich um uns dreht, und es gibt Leute, die behaupten, es sei umgekehrt?

Köhler: Ja, obwohl die Kirche offiziell bekanntgegeben hat, dass das eine Verschwörungstheorie sei.

Gerber: Wie dumm muss man sein, die Alleinseligmachung einer Kirche anzuzweifeln, die von einem unfehlbaren Papst geführt wird?

Andreas Thiel

Fischers trockener Fisch

Fischers Fritz, Seestrasse 559, 8038 Zürich.
Telefon 044 482 16 12. Täglich geöffnet

Es ist von fast unschätzbarem Wert, wenn das Renommee eines Restaurants auf einer bestimmten Spezialität beruht. Letzte Woche fuhr ich zum Beispiel mit leichtem Hunger dem See entlang Richtung Zürich, als mir das Schild auffiel, das auf ein geöffnetes Lokal hinwies.

Beim Campingplatz Wollishofen liegt das für seine Fischknusperli in Zürich weltbekannte «Fischer's Fritz», die Gelegenheit für ein einfaches, gutes Mittagessen schien ideal.

Das Lokal gehört zum kleinen Imperium von Michel Péclard. Der Gastronome versteht es meisterhaft, Räume zu schaffen, in denen sich seine urbane Kundschaft wohlfühlt. Selbst das Zelt, das die Gäste beim Be-



such auf der Terrasse vor allzu viel Wind und Wetter schützt, hat Stil.

Die Fische für die Knusperli liefert Adrian Gerny; je nach Saison und Fang bringt der Fischer Felchen oder Egli, aber auch Hecht, Trüsche, Rotaugen, Seeforelle, Wels und Saibling werden – je nach Angebot – paniert und frittiert. Egli zum Beispiel gibt es bei meinem Besuch nicht, Felchen scheint aber eine gute Wahl, und es geht kaum eine Minute von der Bestellung bis zur Lieferung.

Die Knusperli haben eine dünne, knusprige und würzige Panade, die Tatar-Sauce dazu ist gut, allein der Fisch ist faserig bis trocken. Möglicherweise wurden die Stücke nach dem Frittieren warmgehalten. Wenn allerdings die Spezialität des Hauses Fischknusperli sind, darf etwas mehr Sorgfalt – oder sogar Perfektion – erwartet werden. Der dazu bestellte, cremige und leicht mayonnaiseigen Kartoffelsalat gleicht die Trockenheit etwas aus.

Damit sind wir beim Umgang mit Kritik. Ich habe mir angewöhnt, in Restaurants freundlich, aber aufrichtig zu sein, und bringe meine Bedenken über das Gericht auch hier an. Die Reaktion der jungen Servicekraft ist ebenso nett wie gleichgültig, und das passt ins Gesamtbild. Lobenswert ist zum Schluss aber der Cheesecake mit Passionsfrucht-Gelee, den ich zum eigenen Seelentrost bestelle.

WEIN/PETER RÜEDI

Annäherung an das Glück

Alain Chabanon: Les Boissières AOC Languedoc, 2015. 14%. Peter Kuhn, Dielsdorf. Fr. 32.–. www.peterkuhnweine.ch

Nochmals kostbare und köstliche Nachrichten aus der obersten Etage der Languedoc. Nach dem Hinweis auf den vom *Wine Advocate* hochgepriesenen Terre de mon Père von Clos Bagatelle (*Weltwoche* von letzter Woche) eine Fanfare für einen Weinmacher, den die Scheinwerfer von Parkers Nachfolgern noch nicht blenden, der aber sonst längst zu einer Legende geworden ist in der erst langsam so wirklich als Zone grosser Weine entdeckten Languedoc.

Alain Chabanon wurde vom «Gault Millau» schon als «Winzer des Jahres» ausgezeichnet, und in der Blinddegustation «Midi v France's finest», die die First Lady der britischen Weinpublizistik, Jancis Robinson, bereits vor langem veranstaltet hatte, schnitten zwei Weine aus seiner vielgestaltigen, aber schmalen Produktion (60 000 Flaschen von 17 ha) auf Augenhöhe mit Ikonen wie Petrus und dem berühmtesten aller Châteauneufs, Château



Rayas, ab. Chabanon kam Ende der achtziger Jahre nach Praktika in Korsika und beim berühmten Alain Brumont in Madiran zu seinen ersten eigenen Reben in Montpeyrroux (im Norden der Appellation Coteaux du Languedoc, nordwestlich von Montpellier) und pflegt heute Weinberge in fünf Gemeinden auf den kargen Kalkplateaus der Hochebene von Larzac am Fuss der Cevennen – von Anfang an nach biologischen, seit 2011 nach biodynamischen Grundsätzen. Die Materie, aus der seine auf allen Stilebenen traumhaften Weine sind, sind die Klassiker des südfranzösischen Weinbaus: Syrah, Mourvèdre, Carignan und Grenache (abgesehen von einem, sehr gelungenen, Experiment mit Merlot). Leser dieser Kolumne kennen meine Bewunderung für Chaba-

nons Weine: 2016 stellte ich die Spitzen-Cuvée (halb Mourvèdre, halb Syrah) L'Esprit de Font Claude vor, 2018 den nicht weniger erstaunlichen Basiswein Campredon (50 Prozent Syrah, zur anderen Hälfte Grenache und Mourvèdre), 2019 den Saut de Côte, eine fast reine Mourvèdre-Kreation. Allesamt sind es konzentrierte konturierte Persönlichkeiten, subtil harmonisch abgestimmt in den typischen Sortencharakteristiken und im Terroir-Ausdruck; bewundernswert ist die feinfühligke, aber prägnante Handschrift des Winzers im Kontinuum der Jahrgänge.

Das gilt auch für seinen Les Boissières, einen fast reinen Grenache (wie der mythische Rayas): ganze 3500 Flaschen, nach drei Jahren (!) im Stahltank abgefüllt, eine betörende, duftende Aromatik (Erdbeeren, Johannisbeeren, Blüten), würzige Kräuter; bei aller Tiefe und Länge sehr frisch, von straffer Eleganz, die sich am Gaumen warm ausweitet und in ein Glücksgefühl mündet. Noch sehr jugendlich (braucht noch etwas Luft unter die Flügel); trotzdem schon ein prägnanter Charakter. Mit besten Aussichten auf ein schönes Alter.

Ein wenig anders

Für Leute, die nicht in der Masse mitfahren möchten, ist der Cadillac XT4 eine gute Möglichkeit, sich etwas abzuheben.



Ein Auto zu fahren, das einen von der Masse abhebt, ist ein weitverbreiteter Wunsch. Individualisierungsmöglichkeiten sind in der Oberklasse stark gefragt, aber auch im mittleren Preissegment ist man längst dazu übergegangen, besonders der jüngeren Kundschaft mehr Gestaltungsspielraum zu überlassen.

Ohne Aufpreis und ohne Design-Spielerei sitzt man als Fahrer eines Cadillacs aber in einem an sich schon unverwechselbaren Auto. Die geschichtsträchtige amerikanische Marke bietet zurzeit nur ein einziges Modell in der Schweiz an, und es ist keines, das man zu oft auf der Strasse sieht. Das ist eigentlich schade, denn das SUV mit der Bezeichnung XT4 ist ein hervorragendes Allradfahrzeug und eben gerade so anders, um damit in der Masse positiv aufzufallen.

Eigenständiger Auftritt

Jedenfalls fühlte es sich so an, als ich zwei Wochen lang mit dem silberfarbenen XT4 unterwegs war. Mit seiner eigenständigen Form, den langgezogenen Frontleuchten, die wie sich gegenüberstehende Einsen wirken, und dem schön modellierten Heck hat das Cadillac-SUV einen sehr eigenständigen Auftritt. Das setzt sich im Innenraum fort, der für ein Auto in dieser Preisklasse gut, praktisch und edel wirkt.

Für amerikanische Verhältnisse ist der XT4 geradezu zurückhaltend motorisiert, aber der Reihenvierzylinder-Benziner mit Turboaufladung wirkt ausgesprochen munter und bringt das rund 1800 Kilogramm schwere SUV erstaunlich flott auf Geschwindigkeit. Die Leistung beträgt 230 PS, das maximale Drehmoment von

350 Nm liegt bereits ab 1500 Umdrehungen an, was den Cadillac leichtfüssig wirken lässt.

Eine wohldurchdachte Idee ist der griffige Druckschalter, mit dem sich die Art des Antriebs wählen lässt. Beim Motorstart fährt der XT4 lediglich mit Vorderradantrieb los, aber nur eine leichte Drehung weiter wird daraus ein Allradantrieb, und auch ein Sport- oder ein Offroad-Programm sind zuschaltbar.

Der Fahrkomfort ist hoch, und an Bord ist alles, was das moderne Autofahren besser macht – wie etwa ein Head-up-Display, ein Bose-Soundsystem mit dreizehn Lautsprechern und eine ganze Reihe Assistenzsysteme. Eine Cadillac-Spezialität ist dabei der vibrierende Fahrersitz, der einen bei drohender Gefahr physisch warnt – etwa vor nahendem Querverkehr hinten oder beim Manövrieren vor Hindernissen.

Aus Sicht von Cadillac ist der XT4 ein Modell, das der Marke Zugang zu einem neuen Segment verschaffen soll, weil die Dimensionen und Antriebe auf die europäischen Kunden zugeschnitten sind, bei denen Kompaktheit und Alltagstauglichkeit stärker gefragt sind als schiere Grösse. Das ist bei dem Crossover, der in Kansas City gebaut wird, ziemlich gut gelungen, meine ich. Der XT4 ist ein wenig anders, aber mit Stil.

Cadillac XT4 350T AWD Sport

Motor/Antrieb: Reihen-4-Zylinder-Benzinmotor, 9-Gang-Automatik/Allrad; **Hubraum:** 1998 ccm; **Leistung:** 230 PS/169 kW; **max. Drehmoment:** 350 Nm/1500–4000 U/min; **Verbrauch (WLTP):** 29,3/100 km; **Beschleunigung (0–100 km/h):** 8,3 sec; **Höchstgeschwindigkeit:** 210 km/h; **Preis:** Fr. 52 100.–



OBJEKT DER WOCHE

Die Suche hat ein Ende

Chipolo. Für Fr. 29.– erhältlich

Es gibt immer wieder kleine, unscheinbare Dinge, die unseren Alltag unheimlich vereinfachen. Die Fernbedienung zum Beispiel oder – in jüngerer Zeit – der USB-Hub gehören in diese Kategorie.

Der Chipolo ist vielleicht nicht ganz so revolutionär, aber noch etwas kleiner und mindestens so praktisch. Hierbei handelt es sich um einen Schlüssel-Finder, den man mit dem Handy verbinden kann.

Genauso einfach, wie das klingt, funktioniert der Chipolo auch: Man lädt die Gratis-App aufs Mobiltelefon und hängt das kleine runde Ding an den Schlüsselbund. Das war's auch schon.

Wenn Sie nun nicht mehr wissen, wo sich Ihr Schlüssel befindet, öffnen Sie die App und drücken «Klingeln zum Finden», und schon meldet sich das verlegte Objekt wie durch ein Wunder. Es funktioniert auch reziprok: Falls Sie Ihr Handy suchen und den Schlüsselanhänger griffbereit haben, drücken sie zweimal auf den Chip, und schon gibt das vermisste telefonino Laut.

Das raffinierte Gadget ist einzeln oder im Viererpack für Fr. 86.30 zum Beispiel bei Digitec erhältlich. Dies für den Fall, dass Ihnen nicht bloss die Schlüssel-suche immer wieder wertvolle Minuten raubt. Der Chipolo passt nämlich auch ins Portemonnaie oder ins Osternest. Vorausgesetzt, es befindet sich im Umkreis von sechzig Metern und die Temperatur liegt zwischen minus fünfzehn und plus fünfzig Grad.

Benjamin Bögli

Wir machen weiter mit Werbung

Der Art Directors Club Schweiz gleicht einer fröhlichen Party mit interessanten Menschen, wenn auch mit kolossalem Männerüberschuss. Der leicht elitäre Reigen traf sich dieser Tage zum jährlichen Streit, um die genialsten Einfälle und das beste Handwerk von all dem zu beurteilen, was das Kunstgewerbe so zu bieten hat. Dies wird jeweils, falls es mindestens einen Standard setzt, mit einem der begehrten Würfel geehrt. Diese Nabelschau ist ein sehr ernsthaftes und verantwortungsvolles Geschäft. Weil es Ihnen ein Quäntchen geistige und visuelle Umweltverschmutzung erspart. Täglich sind Sie nämlich zirka 10 000 Werbebotschaften ausgesetzt, die in Ihr Bewusstsein sickern wollen. Was sich durchsetzt, bringt Ihre Gefühle zur Regung, wird manchmal zum geflügelten Wort oder prägt sogar die Popkultur. Oder: Welche Anzeige haben Sie zuletzt gesehen? Genau. Darum ist es notwendig, dass sich die Werbung nicht nur dem Wettbewerb im Markt stellt, sondern auch dem Wettstreit um das Beste im Haifischbecken des Guten.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Begehrte Trophäe der Werbung: Würfel der Kategorie Evergreen des ADC.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Ich bin überzeugt von der monogamen Lebensform. Kürzlich las ich, Polygamie sei im Trend. Was halten Sie davon?
C. S., Basel

In der Schweiz ist eine gesetzliche Eheschliessung nur im monogamen Verhältnis möglich. Verheiratete können sich während ihrer Ehezeit nicht mit weiteren Partnern verhehelichen.

Aber was heisst monogam? Es heisst, dass ein Mann oder eine Frau sich ehelich nur mit einer Partnerin oder einem Partner verbinden kann, was eben in der gesetzlichen Eheschliessung zum Ausdruck kommt, und der Mann oder die Frau während der ganzen Zeit der Ehe mit dem gleichen Partner verhehelicht bleibt. Ausserhalb der Ehe steht es jedem ohne rechtliche Folgen frei, mehrere Partnerbeziehungen zu haben.



Sie sagen, dass Polygamie im Trend liege. Das mag so sein, weil ja heute die Beziehungsverhältnisse viel offener gestaltet werden als früher. Ob Monogamie oder Polygamie richtig ist, ist Ansichtssache. Bei einer Familie mit Kindern führt die Polygamie zu anspruchsvolleren Gemeinschaften, zumindest bei unseren Wertvorstellungen. Ich habe in Afrika die Polygamie als die normale Lebensform des Mannes festgestellt. Da lernte ich Männer kennen – mit neun Ehefrauen. Sie

haben in einem Gehöft gewohnt, in der Mitte der Mann und drumherum die neun Frauen mit ihren Kindern, alles Kinder des polygamen Mannes. Auf meine schüchterne Frage an eine der Frauen, ob das gut sei oder gutgehe, hat sie mir einen langen Vortrag gehalten, warum das so sein müsse.

Ich bin der Meinung, dass in ehelichen Verhältnissen mit Kindern die Monogamie besser ist und dass dieses Zusammenleben anforderungsreich genug ist. Aber das ist meine eigene Meinung, die allerdings den heutigen gesetzlichen Vorgaben entspricht. Tun Sie, was Sie für richtig halten.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Sharleen «Texas» Spiteri

Die schottische Musikerin bringt ihr zehntes Album heraus. Hier erzählt sie, wie man sich als reife Frau im Popmusik-Geschäft hält.

Die Laufbahn einer Musikerin wird mit zunehmendem Alter nicht einfacher», kann man sagen, wenn man zu Untertreibung neigt. Während zum Beispiel bei Schriftstellerinnen oft die Analogie zum guten Wein gemacht wird, der in späteren Jahren erst seine volle Reife erreicht, ist die Währung, die in der Pop-Branche am wertvollsten ist, die der Jugend. Besonders bei Frauen, was unfair ist, aber bisher nichts daran änderte, dass alternde erfolgreiche Pop-Künstlerinnen selten sind. Das nächste *new girl* mit den strahlenden Augen, so sieht's aus, ist meist stärker nachgefragt als die «Diva» des Genres.

«Das ist nicht nur in der Musikbranche so», sagte Sharleen Spiteri kürzlich während eines Video-Calls im Wohnzimmer ihres Hauses in London, «es ist ein Fakt des Lebens, dass reifere Frauen nicht mehr besonders gefragt sind». Nichtsdestotrotz gelingt es der 53-jährigen Schottin, die seit 1986 zusammen mit Johnny McElhone unter dem Bandnamen Texas sowie als Solokünstlerin Musik schreibt und veröffentlicht, sich im Geschäft zu halten; im Mai erscheint ein neues Studioalbum, «Hi», ihr zehntes bisher.

Unter Pfauen

Und eine weitere Ausnahme, die die Regel bestätigt: Die für Popmusiker so wichtigen Hits liegen in ihrem Fall auch bereits lange zurück (ihr elfter und bislang letzter Singles-Charts-Top-Ten-Eintrag im Vereinigten Königreich [UK] war der Song «Sleep» von 2006). Man darf hingegen sagen, es handle sich bei Texas um eine Alband – bis 2013 sollen insgesamt vierzig Millionen Tonträger von Texas verkauft worden sein. «Ich mache, was ich mache. Und das möglichst gut», erklärt sie ihr Geschäftsmodell beziehungsweise ihre Arbeitsethik. Das sei schon immer so gewesen, auch in ihrer ersten Karriere – «Ich habe es ernst genommen und war eine sehr gute Coiffeuse». Rezepte? Man müsse die Tiefpunkte einer Karriere überstehen. «Was für uns vielleicht einfacher war

als für andere, weil wir nie Berühmtheiten sein wollten, sondern einfach unsere Musik machen.»

Spiteri hat ein scharfes Auge für funktionierende Zusammenarbeiten. Sie sang mit Rammstein («Stirb nicht vor mir»), Method Man vom Wu-Tang-Clan («Say What You Want») oder, und das ist weniger lang her, RZA, ebenfalls Wu-Tang, für den Titeltrack des neuen Albums;



«Möglichst gut»: Sängerin Spiteri.

ebendort gibt es ein Lied mit Richard Hawley («Dark Fire»), für mich vielleicht das stärkste Stück. Kooperationen fordern die grossen Egos, die viele Künstler haben, heraus, stelle man sich vor. Ja und nein, mit *peers*, Kollegen, zusammenzuarbeiten, sei zuerst einmal aufregend, sagt sie. «Es stimmt schon, es gibt Pfauen unter uns. Aber das ist okay. Lass mich dir zeigen, was ich kann», so gehe ich mit dieser Herausforderung um.»

Sie ist Mutter einer neunzehnjährigen Tochter, Misty Kyd, und seit kurzem verheiratet mit einem in England bekannten Küchenchef; sie lebt seit vielen Jahren in London, kurz nachdem ihr Mitmusiker und sie die Band in Glasgow gegründet hatten, zog sie der Laufbahn wegen in den Süden. Heute wäre dies wohl nicht (oder weniger dringend) nötig, die grösste Stadt Schottlands fällt seit einiger Zeit durch zahlreiche kreative Leistungsträger auf; im März beispielsweise lag Mogwai, eine schottische Rockgruppe, auf Platz eins der UK-Album-Charts, erst noch mit einem mehrheitlichen Instrumental-Longplayer ohne Hit. «Sich durch Musik auszudrücken, liegt in unserer DNA», sagt Spiteri. Weiter führt sie das rege Treiben der Musikschaffenden darauf zurück, dass Glasgow wie andere Arbeiterstädte – Liverpool, Manchester in England oder Detroit, Chicago in Amerika – einen fruchtbaren Boden fürs Nachtleben mit reichlich Bars und Konzertlokalen bietet. «Ausserdem sind viele Schotten ziemlich emotional, wenn wir miteinander friedlich diskutieren, hört sich das für Aussenstehende an wie ein heftiger Streit.»

Impfen, Steuern

Wann stellt sie ihr neues Album live vor? Nächstes Jahr, sagt sie voraus. Die Chance für eine Tour in diesem Herbst oder so schätzt sie als gering ein. «Ich habe meine *jabs* [Spritzen] noch nicht bekommen, übrigens.» Das überrascht, wurden in UK doch im Verhältnis bereits viel mehr Menschen gegen Covid-19 geimpft als in Europa respektive der Schweiz. Sie sei auch erstaunt, sagt sie, doch sie scheine für den staatlichen Gesundheitsdienst nicht zu existieren. Was immerhin zeigt, dass man als Berühmtheit nicht immer und überall privilegiert sei. «Ausser wenn's ums Steuernzahlen geht, bei dieser Behörde wissen sie sehr wohl, dass ich existiere.»

Mark van Huisseling

Texas: Hi. BMG. Ab Ende Mai im Handel.

Hurra, die Insel brennt!

Isländer sind Meister der Katastrophenbewältigung. Ob Finanzkrise, Vulkanausbruch oder Pandemie – mit einer Prise Glück wenden sie alles zum Guten. Meistens.

Joachim B. Schmidt

Freitagabend, 19. März, mitten im Nordatlantik. In den Stuben Islands flimmert die Talkshow mit Moderator Gísli Marteinn über die Flachbildschirme. Plötzlich unterbricht er das Gespräch mit einem Ex-Fussballer, um den Zuschauern mitzuteilen, dass auf der Halbinsel Reykjanes ein Vulkan ausgebrochen ist.

«Yes!», sagt der Studiogast und klatscht in die Hände, als hätte sein Team eben ein Tor geschossen. Gísli Marteinn bleibt am Ball und bittet das Musiker-Duo Red Riot, bestehend aus der Rapperin Cell7 und der Sängerin Hildur, auf die Bühne des Fernsehstudios. «Turn up the fire!», singen und rappen die angesagten Musikerinnen zu poppigen Beats, als wäre die zeitgleiche Eruption geplant gewesen. Auch der Titel des Liedes ist passend: «Bounce Back» – sich nicht unterkriegen lassen.

Die Isländer haben guten Grund, zu singen und zu tanzen: Der Eruption ging eine Serie heftiger Erdbeben voraus. Reykjavík wurde durchgeschüttelt, die Häuser ächzten, und die Esstischlampen schaukelten. Für die Bewohner des Fischerdorfs Grindavík, nur wenige Kilometer vom Epizentrum entfernt, waren diese donnernden Erdstöße der pure Terror. Der Vulkanausbruch setzte den rund 40 000 Erdbeben ein jähes Ende. Die Halbinsel Reykjanes erwachte aus einem 800-jährigen Halbschlaf.

Der Vulkanausbruch, der in einer Abstimmung der Bewohner von Grindavík den Namen Fagradalshraun bekommen hat, kam indes nicht unerwartet. Mit der Hilfe von Satellitenbildern, GPS-Sensoren und Seismografen hatten die Geologen und Vulkanologen festgestellt, dass zwei Erdplatten auseinandergedrückt wurden – Ursache der Erdbebenserie. Selbst die geringe Intensität und harmlose Art der Eruption konnten die Vulkanologen vorab erkennen. Zufrieden bestätigten sie beim ersten Tageslicht ihre Vermutung: «Ekta túristagos» – ein echter Touristen-Vulkanausbruch.

Diese neue Touristenattraktion kommt den Isländern sehr gelegen. Der Fremdenverkehr hatte die Corona-Pandemie heftig zu spüren bekommen. Auf Drängen des Chefepidemiologen

der isländischen Gesundheitsdirektion wurden während der Pandemie, ohne zu zögern, rigorose Massnahmen ergriffen. Der Tourismussektor musste zum Schutz der Risikogruppen und des unterfinanzierten Gesundheitswesens den Kopf hinhalten. Hotels, Restaurants und Souvenirläden gingen reihenweise bankrott. Die Arbeitslosigkeit kletterte von 4 auf 12 Prozent. Auf der feurigen Halbinsel Reykjanes, wo der internationale Flughafen Keflavík und das Thermal Freibad Blaue Lagune die grössten Arbeitgeber sind, waren fast 25 Prozent ohne Job. Zwar schnürte die Regierung eifrig Corona-Hilfspakete, überliess die schwierigen Entscheidungen aber den Experten der Wissenschaft, dem «Þríeykið», einem Drei-

Der Polizeichef wurde nicht müde, die Nation wie ein Fussballcoach anzufeuern.

gespann, bestehend aus dem Chefepidemiologen, der Gesundheitsdirektorin und dem Polizeidirektor der Zivilschutzabteilung. Was auch immer das Dreigespann empfahl, die Regierung setzte es um. Mit Erfolg: Gemäss dem britischen Amt für nationale Statistik hatte Island Ende 2020 die tiefste Sterberate in ganz Europa. Sie war sogar 6,2 Prozent tiefer als in den Vorjahren. Bis heute fielen auf der Vulkaninsel 29 Menschen dem Virus zum Opfer. Sie wurden namentlich in den Medien erwähnt, die kleine, eng verstrickte Inselnation trauer-

te. Täglich informierte das Dreigespann über den Stand der Dinge. Der Polizeichef wurde nicht müde, die Nation wie ein Fussballcoach anzufeuern: «Wir sitzen alle im selben Boot! Wir schaffen das! Geduld!» Das Verständnis der Bevölkerung für die Massnahmen war gross, wie auch das Vertrauen in die Wissenschaft. Die Impfbereitschaft der Isländer liegt derzeit bei über 90 Prozent. Knappe 97 Prozent der über Achtzigjährigen sind geimpft.

Der Zusammenhalt der Inselnation, ihr Vertrauen in die Wissenschaft und der glückliche Umstand, eine abgelegene Insel im Nordatlantik zu sein, führten dazu, dass das Covid-19-Virus einen schweren Stand hatte. Im Frühjahr 2021 war Island das einzige «grüne» Land in ganz Europa (weniger als 25 Neuinfizierte pro 100 000 Einwohner während der letzten 14 Tage). Den Reisebüros in aller Welt ist das nicht entgangen.

Wichtigste Einnahmequelle

Der Vulkan hätte also zu keinem besseren Zeitpunkt ausbrechen können. Das perfekte Timing löste indes bei vielen ein Déjà-vu aus: Vor zwölf Jahren steckten die Inselbewohner tief in der Finanzkrise des Bankencrashes 2008 und wurden von ihrem Schuldenberg fast erdrückt. Britische Anleger, die in der isländischen Online-Bank Icesave geschätzte 3,8 Milliarden Euro verlost hatten, forderten ihr Geld zurück. Die Zukunft sah düster aus. Dann öffnete sich eine kleine Vulkanspalte am Fimmvörðuháls – ein *túristagos*. Wenige Wochen später brach der vergletscherte Stratovulkan Eyjafjallajökull aus. Die Aschewolke erreichte eine Höhe von über 8000 Metern und legte fast den gesamten europäischen Flugverkehr lahm. Die Bilder des Naturspektakels gingen um die Welt: Gratiswerbung. Die Isländer witterten eine Chance und lancierten die Marketingkampagne «Inspired by Iceland». Die Auswirkungen auf den Fremdenverkehr waren alsbald spürbar. Die Anzahl Touristen, die während der Finanzkrise bei jährlich einer halben Million stagniert hatte, nahm exponentiell zu. Seit 2013 ist der Tourismus die wichtigste Ein-





Perfektes Timing: Vulkanausbruch Fagradalshraun.

nahmequelle der Inselnation und macht ab 2017 mit über zwei Millionen Touristen rund 40 Prozent der Volkswirtschaft aus.

Die Briten warten noch heute auf ihr Geld. Der Gerichtshof der europäischen Freihandelszone Efta in Luxemburg wies ihre Klage ab. Die Isländer konnten aufatmen. «Ihr wollt unseren *cash*, aber von uns gibt's nur *ash*», witzelten sie – zumal es den Buchstaben *c* im isländischen Alphabet gar nicht gibt. Aus «Cash» wird also ganz grammatikalisch «Asche». Der Eyjafjallajökull markierte den Beginn des Aufschwungs.

Auch 1973 kamen die Isländer mit einem blauen Auge davon. In einer schwarzen Januar-nacht öffnete sich auf der kleinen Insel Heimaey eine Vulkanspalte – nur einen Kilometer vom Zentrum des Fischerdorfs entfernt. Weil es tags zuvor gestürmt hatte, war die gesamte Fischereiflotte im Hafen vertäut. Alle 5300 Einwohner konnten innerhalb von sechs Stunden in Sicherheit gebracht werden. Niemand kam dabei zu Schaden. Glück? Können?

Das Inselvolk ist den rohen Elementen seit Jahrhunderten ausgesetzt. Es weiss: Katastrophen bewältigt man am besten, wenn alle am selben Strick ziehen. Als es sich von der Kolonialherrschaft Dänemarks löste, musste es beweisen, dass es den Laden ohne fremde Hilfe schmeissen konnte. Das erste Uni-

versitätsgebäude der Isländer, um ein Beispiel zu nennen, wurde durch eine Lotterie finanziert. Mitmachen war Ehrensache. Bis heute sind über zwanzig Gebäude durch die Lotterie ermöglicht worden. Auch der Rettungsdienst ist auf die Gunst der Bevölkerung angewiesen. Er basiert auf Freiwilligen und wird durch den Verkauf von Neujahrsfeuerwerk finanziert. Wird jemand vermisst oder von einer Lawine verschüttet, lassen die Freiwilligen alles stehen und liegen und marschieren zu Dutzenden auf. Wüten Schneestürme, retten sie die Leute aus den festgefahrenen Autos und nageln lose Wellblechdächer an. Und bricht ein Vulkan aus, sorgen sie dafür, dass niemand in den Krater fällt – Touristen inklusive.

Lavaströme, Nordlichter und Krater

Die Zukunft des isländischen Tourismussektors sieht rosig aus. Aus den USA werden wieder Touristen eingeflogen, und gemäss der britischen Zeitung *The Sunday Times* wird Island «this summer's hottest destination». Die Bilder von glühenden Lavaströmen, Nordlichtern über den feuerspeienden Kratern und Speckbrätelnden Schaulustigen machen seit März auf den sozialen Medien die Runde, flimmerten gar über die gigantischen Bildschirme am Times Square in New York. Momentan schies-

sen die Fontänen bis zu 300 Meter hoch in die Luft und sind sogar von Reykjavík aus zu sehen. Das Interesse an diesem Naturspektakel ist dementsprechend gross.

Die Marketing-Plattform «Inspired by Iceland» schläft nicht und produziert derzeit die nächste Werbekampagne: Am 20. Juni soll ein neues Musikvideo Premiere feiern. Es rappt – wie hätte es anders sein können – die Rapperin Cell7, die schon während der Talkshow mit Gísli Marteinn Feuer unter dem Vulkan gemacht hat. Im neuen Lied fordert sie alle auf, die Home-Office-Jogginghosen nach Island zu bringen, wo diese in Wanderschuhe umfunktioniert werden sollen.

Indes hofft die Branche, dass der Vulkan noch lange aktiv sein wird. Gemäss Vulkanologen besteht die Möglichkeit durchaus, dass die Lavafontänen noch während Wochen oder Monaten in die Luft schiessen werden. Möglicherweise während Jahren. Oder Jahrhunderten! Der Glücksfall Fagradalshraun könnte also durchaus zum echten Problemfall werden. Aber selbst dann werden sich die Isländer nicht unterkriegen lassen. *Bounce back*, eben.

Der Bündner Buchautor Joachim B. Schmidt lebt seit 2007 in Island. Sein Roman «Kalmann» ist im Herbst bei Diogenes erschienen.

Der Strohmann

Der Rhetorik-Trick der Empörungsaffinen.



Das wir in Zeiten der Hypererregbarkeit leben, ist mittlerweile jedem klar. Besonders bei Twitter ist die Empörungsbewirtschaftung ein essenzieller Stützpfiler des eigenen Auftritts, schliesslich gilt es, seine Blase zu mobilisieren, um viele Likes zu erhalten. Likes, das ist keine echte Währung – ich bin mir aber ziemlich sicher, dass das viele User noch nicht mitbekommen haben. In der virtuellen Kampfarena wird gerne rhetorisch unredlich drauflosrebelliert, etwa mit dem Strohmann-Argument. Dabei wird «der Eindruck erweckt, das Argument eines Gegners zu widerlegen, während tatsächlich ein Argument (unterstellt) zurückgewiesen wird, das vom Gegner gar nicht vorgebracht wurde» (Wikipedia). Es funktioniert so:

Neulich veröffentlichte die *Sonntagszeitung* einen Artikel mit dem Titel «Sicherheit für Frauen: «Man muss es dem Täter so schwer wie möglich machen»». Ich bin darauf gestossen via Twitter-Account von Ronja Jansen, Juso-Präsidentin. Sie entrüstete sich: «Die *Sonntagszeitung* zählt lang und breit auf, was Frauen alles «falsch» machen, wenn sie draussen Opfer von Übergriffen werden. Wie sie falsch laufen, falsche Schuhe tragen, sich falsch vorbereiten. Ein trauriges Glanzstück von *victim blaming* und *rape culture*. Geht gar nicht!»

Der kindliche Reflex, eine gesamte Zeitung stellvertretend für einen einzigen unliebsamen Artikel anzuklagen, ist Teil der Entrüstung – häufig wird noch darüber informiert, dass man jetzt also wirklich das Abo kündigt. In den Kommentaren unter Jansens Tweet war man sich schnell einig: «Menschenverachtende Scheisse», «Wer *blame the victim* Scheiss verfasst hat, ist definitiv krank! Schämt euch *Sonntagszeitung*». Kaum einer der Empörten dürfte den Artikel gelesen haben. Fairerweise muss man sagen, dass nicht alle Kommentare auf diesem Level waren.

Wenn Sie mich fragen: Ich vermute ja, der primäre Fehler des Text-Verfassers lag darin, dass aus dem Namen nicht klar hervorgeht, dass es eine Frau ist. Und so bot sich wieder mal eine Gelegenheit zur Beschwerde über einen Journalisten, der über etwas schreibt, was er nicht darf.

Chris Winteler heisst die Autorin, und ich hoffe, dass sie nach der Twitter-Aufregung nicht von einer nervösen Chefredaktion herbeizitiert wurde mit der Kritik, dem Artikel mangle es an zeitgemässer Sensibilität. Das tut es nämlich nicht. Der Text handelt von Sicherheitsaspekten, dabei gibt ein Präventionsberater praktische Tipps für Frauen in bedrohlichen Situationen: «Wer zügig geht, wirkt entschlossener, und der Täter hat weniger Zeit.» Gutes Schuhwerk sei von Vorteil, mit hohen Absätzen lasse sich nun mal schlecht flüchten. Auch der Mann könne etwas dazu beitragen, dass sich die Frau nachts im öffentlichen Raum nicht unwohl fühlt. Indem er etwa nicht direkt hinter ihr geht, sondern die Strassenseite wechselt. Das halte ich übrigens für einen guten Rat. Dass Frauen für die Angriffe selbst schuld seien, etwa weil sie «falsch laufen» oder «falsche Schuhe» tragen, das steht nicht in dem Text. Niemand macht Frauen für Übergriffe verantwortlich. Sicher kann man Texte unterschiedlich interpretieren, aber um hier ein *victim blaming* zu erkennen, muss man ihn absichtlich falsch verstehen.

Der Artikel steht auf einer pragmatischen Ebene, während Jansen sich beschwert, dass er das Problem nicht auf der gesellschaftlichen Ebene angeht. Man erkennt das an ihrem Folgetweet: Man solle Expertinnen Platz einräumen, um «aufzuzeigen, welche Veränderungen unsere Gesellschaft braucht, damit solche Angriffe verhindert werden». Ihre Denkweise geht so:

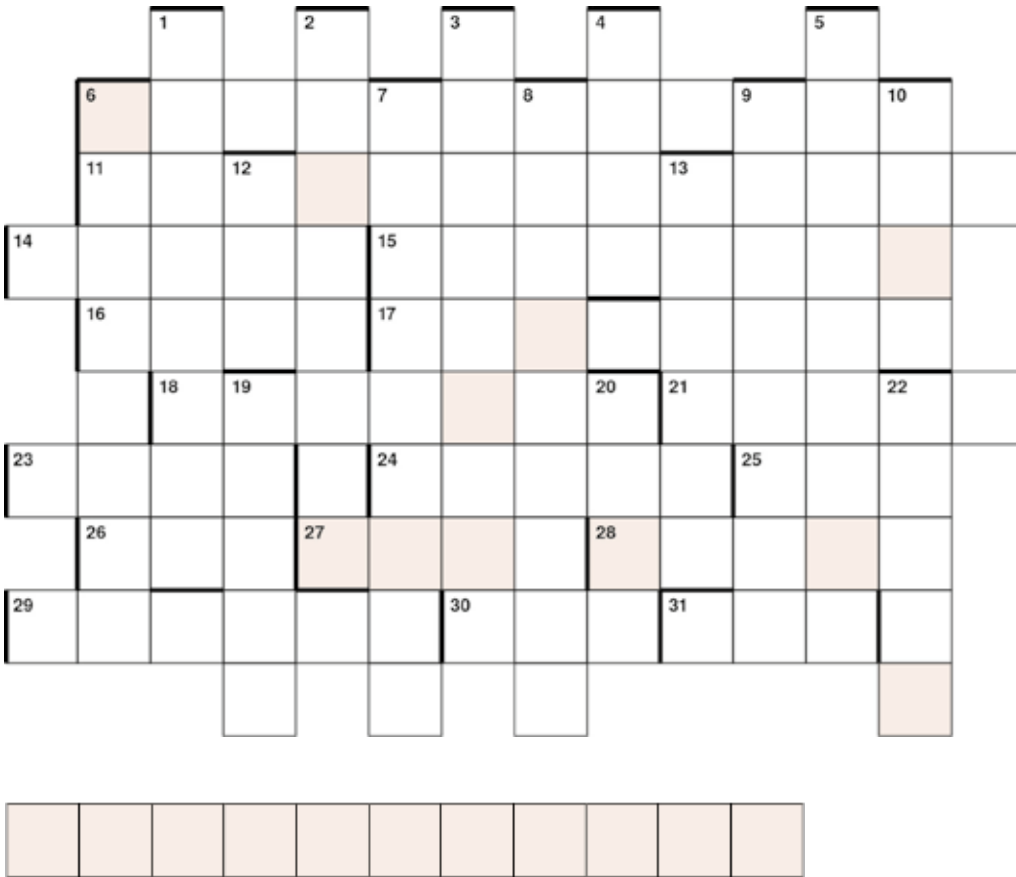
«Wieso muss ich schnell rennen können? Die Männer müssen sich ändern!»

Natürlich ist das richtig – für jene Männer, die es betrifft. Aber gesellschaftliche Veränderung ist nicht das Thema dieses Beitrags. Zudem schreibt Winteler nirgends, dass die Gesellschaft sich nicht ändern müsse. Man argumentiert gegen etwas, das sie gar nicht gesagt hat. Hello, Strohmann*in! Das ist etwa so, wie wenn jemand über die RFC-Sicherheit von Portemonnaies schreibt (Verfahren, mit dem das Abscannen von Kreditkarten verhindert wird) und man sagen würde: «Das ist *victim blaming*! Warum muss ich mir so ein Portemonnaie kaufen, schaut besser, dass Leute nicht meine Karten abscannen!»

Wie sich der Vorwurf des *victim blaming* für Autoren anfühlt, die mit bester Absicht an Themen herangehen, kann ich nur ahnen. Es ist gewiss verletzend, gerade für eine Frau. Auch verbessert man mit seiner Empörung die Gesellschaft nicht, sondern trägt zu einem Klima der Einschüchterung bei. Autoren überlegen es sich heute oft zweimal, über heikle Themen zu schreiben; Journalismus wird mehr und mehr zum Gang auf Eierschalen.

Die Vielfalt an Aufsätzen über Männer, die sich ändern müssen, ist gross. Aber ob auch nur ein einziger einen Übergriff verhindert hat...? Beim ersten ungunstigen Gefühl energisch weitergehen, sich nicht aus Höflichkeit auf ein Gespräch einlassen steht in der *Sonntagszeitung* weiter. Über 90 Prozent der Übergriffe (draussen) hätten mit einer Ansprache begonnen: «Hey wart emal, e Frag.» Das ist interessant. So gesehen, bietet mir ein Beitrag über Selbstschutz einen konkreteren Nutzen als 10 000 weitere Texte über toxische Männlichkeit.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



Lösungswort — Superboxer

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Das sind keine Kleriker vom Unruhestift, sondern lauter laute Leute. **11** Probieren, den Wert von Wertpapieren aggregativ zu quantifizieren. **14** Ist, wie die Rede sich wendet, nicht alles, quod splendet. **15** Lassen sich alle, die es lassen können. **16** Die hebräische Bühne speziell fürs Berichten mosaischer Geschichten. **17** Ein besonders verrücktes Nagetier führt Sie gern zu dieser Sondermanier. **18** Das ist zumindest Honoluluern im Land als mostindischer Stand bekannt. **21** Eine Antwort auf die Antwort – die bitte noch drehen – lautet «Bitte, gern geschehen!». **23** Im grösseren Britannien eine Grösse. **24** Typisch synkopisch, rhythmisch wie melodisch und war sogar mal modisch für modisch. **25** Eines Wanderwandertisten Inkognitoautogramm oder einmal von Auf- bis Untergang. **26** Ist das mit Perwoll gewaschen? Nein! **27** Graziles Einzelstück aus einer älteren Intrigeschmiede. **28** Seine fand Costa alleine irgendwo in Mexiko. **29** So einer steht auf, um sich querzulegen. **30** Das G mit b. **31** Er gehört zu Mike wie click zu clack und Frick zu Frack.

Senkrecht — **1** Meister Petzes Schleckdreck, der etwa in Konfekt steckt. **2** Die Beckenrandwand bietet Portbordsupport. **3** Auch dieser Aversionsversion verhilft das eigene Gefälle nicht zu mehr Gefälligkeit. **4** De miel eine süsse Zeit der Zweisamkeit. **5** Entschieden behördliche, wörtlich entscheidende Ab- nach Unterteilungen entlang der Kompetenzengrenzen. **6** Einem Bauernei entschlüpfte gemütlich gültliche Rüpel. **7** Dabei machen einige gewaltigen Druck für: Bares und Schmuck, und zwar ruckzuck! **8** Damit befestigen Bauer die Mauer, nicht Nauten die Nauen. **9** Die Lehre, die Lehrern und Lernern das Lehren und Lernen lehrt. **10** Was people für das, was sie nutzen, aber nicht besitzen, latzen. **12** Die Silbe vermag, einen Scheich in sein Reich und ein Reich in Vermögen zu verwandeln. **13** Für Amis bei Lokalen die lokale Art von Counterpart zum Take-away. **19** Das Einkommen derer, die einlaufend Heimkommen; ist annuell laufend aktuell. **20** Offiziell kann das Dekret aus dem Wortbaukasten einer wie Wladimir Wladimirovitsch erlassen. **22** Aus der blauen süssem Saft wird der Sombroschnaps gemacht.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 717



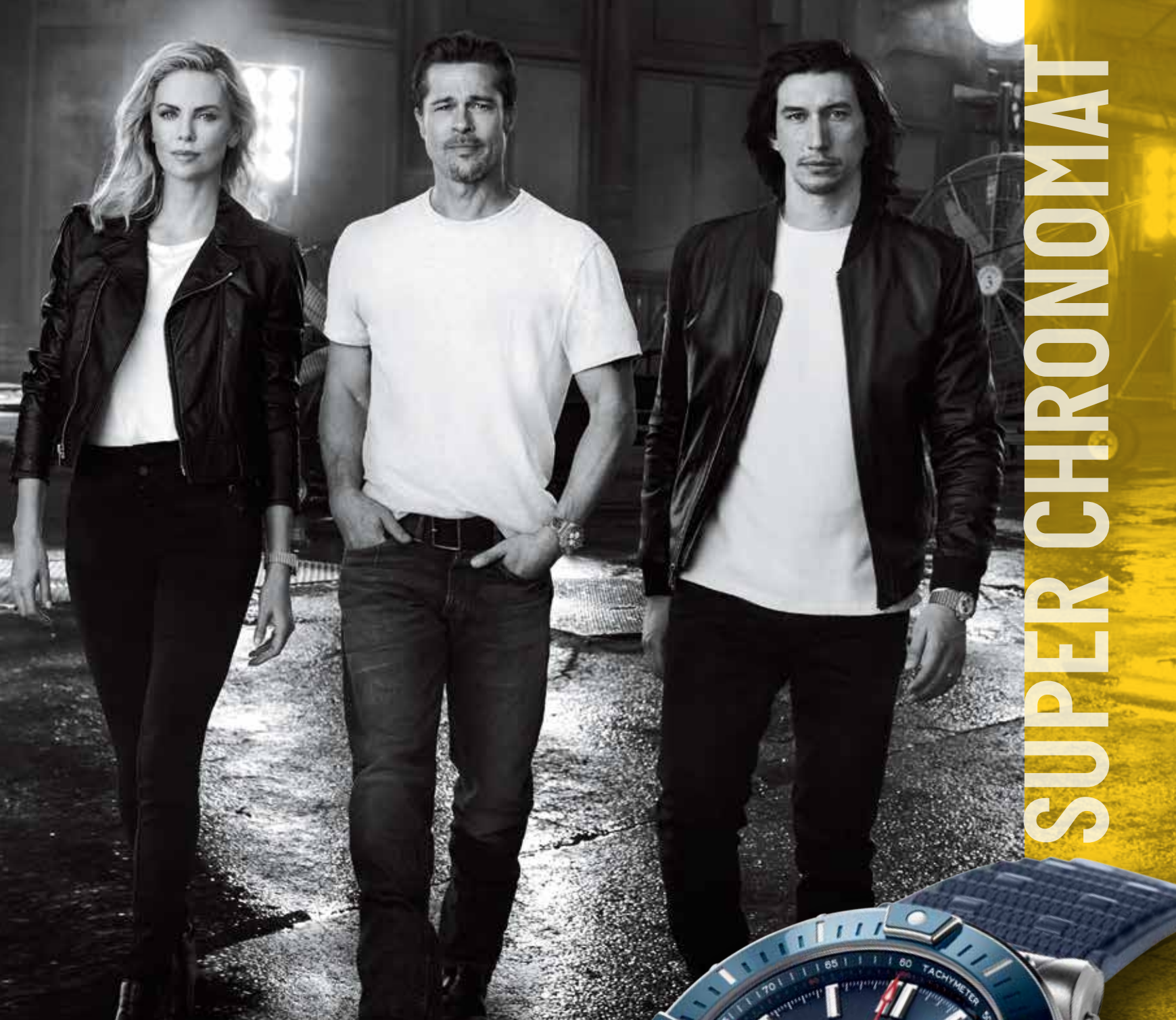
Waagrecht — **7** AUFSPRENGEN: ugs. auch aufschrecken **11** [ACHILLES]FERSE **14** HE-RAUS **15** SALIENZ **16** Wie die Luft zum ATMEN **17** SOEBEN **18** ZONK: Stoffratte als Trostpreis bei der Fernsehsendung «Geh aufs Ganze!» **20** CANASTA: Kartenspiel, span. Korb **22** DEMZUFOLGE **24** EINS und eins zusammenzählen = kombinieren **26** HEER: [Streit][macht] **27** EDA: Eidgenössisches Departement für auswärtige Angelegenheiten **28** (W)ER **29** LTD: Limited Company **30** INNE(wohnend/halten) **31** RETRO **32** NIXE

Senkrecht — **1** RUHEMOMENT **2** ASLAN: türk. Löwe, aus «Die Chroniken von Narnia» von C. S. Lewis **3** Die Anfangsbuchstaben der genannten Kleidungsstücke ergeben DRESSCODE. **4** ANFAENGER **5** BE-[RIESE]LN **6** AUENLAND: Heimat der Hobbits **7** [ACHT][ZEHN] **8** FIRENZE: ital. Florenz, Atene = ital. Athen **9** ESSO: Mineralölunternehmen mit dem Slogan «Pack den Tiger in den Tank!» **10** [GEL]B **12** LUZIFER **13** SENT: engl. geschickt **19** KURVE **21** AEROK (rückwärts Korea): Kim ist in Korea der häufigste Familienname. **23** LATZ **25** ITIS: als Suffix (z. B. Telefonitis)

Lösungswort — **ABFUELLSTATION**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



SUPER CHRONOMAT



BREITLING

1884

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH

